Aus
Alt-Ansbacher Zeit.

Erzählung

von

Friedrich Lampert.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1889.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Meinen Kindern.

I.

Es ging auf den Abend zu, eine wohlige Kühle wehte durch den Wald; der Tag war heiß gewesen, und ein Gewitter hatte die schwüle Luft gemindert; der Regen war verrauscht, aber seine letzten Tropfen hingen noch wie Perlengeschmeide an den Eichen, deren zackige Blätter goldig umsäumt schienen von den letzten Strahlen der Sonne, die sich durch die Wipfel stahl. Nur kurze Zeit noch, und sie war im Walde nicht mehr sichtbar, den sie doch so gern mit ihrem vollsten, wärmsten Lichte durchgoß. Weithin dehnte sich dieser, ein herrlicher Jagdgrund des das Weidwerk leidenschaftlich liebenden Fürsten, ein trefflich gehaltenes Gemisch all der Geschlechter, welche den deutschen Wald zu dem ohnegleichen machen. Hier standen neben der mächtigen Eiche die Rot=

tanne und die Rotbuche, jede angethan mit ihrem besonderen Schmuck, die eine mit der pyramidenförmigen Krone und den vierkantigen Nadeln, die andere mit dem blaßrötlichen Blätterkleid; und dort mischten sich unter die dichtbelaubten Lärchen die wintergrünen Kiefern, welche ihren Samenstaub so dicht verstreuen, daß der Boden um sie her wie mit Schwefel überstaubt erscheint, und die schlanken, dünn und licht befiederten Birken. Auch die vollholzigen Erlen im feuchten Grund, die hellfarbigen hohen Eschen, die sich so gern mit der Majestät der Eichen brüsten und doch nur deren Halbbrüder sind, sowie die Ahorne, mit ihren ihre Umgebung bevormundenden, weithin sich ausstreckenden Ästen und dem melancholischen Dunkelgrün ihrer tiefgezackten Blätter fehlten nicht. Und wo das Waldgemisch recht reich war, da zählten auch noch die stämmigen Rüstern, die duftenden, beschirmenden Linden und die in stolzem Selbstbewußtsein sich erhebenden Pappeln dazu. Zum niederen Waldvolke aber gehörten die mit der Jahreszeit ihre Farben immer gleich freundlich wechselnden Weiden, die schmal- aber vielblättrigen Ebereschen mit ihren roten Fruchtbeeren, und die große Gesell-

schaft der vielartigen, nahe dem Boden sich hinbreitenden, je nach der Zeit reiches, buntes Blütenleben entfaltenden Sträucher, unter denen der Hagedorn sich besondern Ansehens erfreuen zu können meint.

Auf Hoch und Niedrig im Walde war jener letzte Gruß des Tagesgestirns gefallen; den dunklen, weichen Moosboden erreichte er schon nicht mehr; ein paar Leuchtkäferchen flogen über ihn hin, als wollten sie versuchen, die anbrechende Dunkelheit noch etwas aufzuhalten und sich als die letzten im Tagesleben sich regenden Insassen des Waldes zu zeigen. Denn seine gefiederten Bewohner, deren vieltöniges Lied ohnehin schon nach der Jahreswende verstummt war und die höchstens nur hier und da in einzelnen Lauten sich hören ließen, regten sich auch nicht mehr in den Zweigen. Nur das eintönige Klopfen eines Spechtes unterbrach die lauschige Stille.

Aber auch dies schien der junge Bursche nicht zu vernehmen, der an eine hohe Buche gelehnt stand, obwohl der Klopfer in deren Ästen gerade über ihm saß, denn wie in tiefe Gedanken verloren schaute er vor sich hin. Seine Tracht, ein kurzes,

grünes Wams, der Hut mit der Spielhahnfeder und die Flinte, die er neben sich an den Baum gestellt hatte, ließen ihn als den Weidmann erkennen. Es war ein frisches, junges Blut. Aus einem hübschen, schon an männlichen Ernst streifenden Gesicht schauten ein Paar treuherzig blickende braune Augen, und unter dem Hute quollen ebensolche Locken vor. Heute mußte ihm etwas Besonderes, schier Trauriges durch den Sinn gehen; denn daß es ihm nicht um Jugendlust und Lebensfreude zu thun sei, danach schaute der jetzt so vor sich Hinträumende nicht aus. Aber jetzt mußten ihn seine Gedanken ganz in der Gewalt haben, denn er bemerkte nicht einmal etwas, was sonst dem Jäger nimmermehr entgangen, sondern vielmehr ihm sonderliche Freude gewesen wäre: wie ein Fuchs dort, nur ein paar Schritte von ihm entfernt, vorsichtig durch den Niederwuchs schlich, zuweilen unter demselben verschwand, dann wieder auf Sekunden die Lausche vorstreckte, um jedes Geräusch zu erspähen, das seiner Sicherheit gefährlich sein konnte. Aber von dem Träumer unter der Buche hatte er wahrlich nichts zu fürchten, denn der merkte es auch nicht, wie jetzt, nach

einer Menge Windungen Meister Reineckes um ein Wachholdergebüsch in der Nähe einiger Birken, plötzlich eine Birkhenne aus diesem aufstieg und sich zwischen ihr und ihrem rothaarigen Feind ein Kampf entspann, der den Beweis gab, daß die Aufgestörte ihr Gesperr, d. h. ihre Küchlein, in dem bedrohten Gebüsche barg und dies nun mit aller Kraft zu verteidigen entschlossen war. Über dem Fuchse flatternd, stieß sie auf ihn nieder, wenn er in das Asyl ihrer Familie eindringen wollte, und die Heftigkeit, mit der sie ihre Angriffe ausführte, nötigten jenen immer wieder, von seinem Versuche abzustehen; und sprang er noch so wild gegen die Feindin auf, so gelang es ihm nicht, sie zu erfassen, im Gegenteil, nun ging diese mit neuem Angriffe gegen sein Gesicht vor, und da sich der rote Wilddieb dies doch noch einige Zeit auf bessere und nahrhaftere Beute sichern wollte, so hielt er's für rätlicher, von der Lust, den Familienstand der Birkhenne zu prüfen, abzustehen und, von der tapferen Mutter noch ein Stück Wegs verfolgt, sich aus dem Staube zu machen.

Wie gesagt, der junge Weidmann hatte von all dem, trotzdem es in so nächster Nähe vor sich ging,

nichts gesehen und gehört. Und doch standen die braunen Augen offen, ja sie schienen etwas zu suchen, sogar recht scharf nach etwas auszuspähen. Sollte das von dorther kommen, wo die Landstraße, einen Hügel herab sich durch den Wald ziehend, sichtbar wurde, oder auf dem nun schon ganz im Dunkel liegenden, schmalen Pfad, der über die kleine Wiesenfläche lief und dann wieder in die diese rings umstehenden Laubwände einbog?

In der That wurden auf diesem jetzt die Zweige auseinandergebogen, und so wenig geräuschvoll dies das Mädchen, das sich durch sie freie Bahn machte, zu thun vermeinte, so war das leise Rauschen und Knistern doch hinreichend, den Burschen unter der Buche sofort zu einem anderen zu machen. Ein Strahl wonniger Freude fuhr über sein eben noch so finsteres Gesicht hin, und bevor noch das Mädchen, hinter dem sich das grüne Thürlein, aus dem es getreten zu sein schien, wie von selbst wieder zugemacht hatte, noch vollends über die Wiese herangekommen war, war er ihm schon entgegengesprungen und hatte es glücklich umfaßt. „Hast mich wieder lang warten lassen, Margaret,“ sagte er vorwurfsvoll, „bist heftig gelaufen, siehst

ganz rot aus," und damit strich er ihr über das frische Gesicht und die blonden Flechten, die den hübschen Kopf umstrickten.

Es war eine jugendkräftige, blühend aussehende Gestalt, die da vor dem jungen Weidmann stand, nicht viel kleiner wie dieser, schlank und doch mit vollen Formen, mit einem kleinen Mund, hinter dessen roten Lippen eine Reihe blendend weißer Zähne sich zeigte, einem Stumpfnäschen und einem Paar blauer Augen, die auf den ersten Anblick taubenfromm sich anschauten, die aber, wenn man sie eine Zeitlang betrachtete, doch in einem gewissen Feuer schillern zu können schienen. Das Mädchen war wie ein vermögendes Bauernmädchen des Landes gekleidet, mit dem schwarzen wollenen Rock, dem dunklen Mieder darüber und dem bunten Kopftuch, das sie, wie eben jetzt, für alle Tage trug, während am Sonntag dieses die kleine hohe Haube mit dem perlengestickten Bödchen ersetzte, von welcher zwei lange und breite schwarze Seidenbänder über den kräftigen Nacken herabfielen, der, wie die von den weiten Hemdärmeln lose bedeckten Arme, eine Weiße zeigte, dem die fränkische Sonne sowie die ländliche Arbeit wenig angehabt hatten.

Es war schon erklärlich, daß sich der grüne Geselle auf seinen Schatz etwas einbildete. „Also heraus mit der Sprache, was hat dich wieder aufgehalten?“ wiederholte er seine Frage und schien seinem Ton etwas Neckendes geben zu wollen. Allein das Mädchen mußte doch merken, daß, wie sie es schon gewohnt war, diese Heiterkeit erzwungen, daß er ob seines vergeblichen Wartens im Herzen böse auf sie war und wieder einmal seinem Mißtrauen, seiner argwöhnischen Eifersucht, mit der er sie oft genug quälte, nachgegeben hatte. „Kann ich denn fortkommen daheim, wie ich will?“ antwortete sie etwas schnippisch. „Du weißt ja doch, wie es bei uns im Fischhaus zugeht, da giebt's ja jede Stunde fast Leute, die bedient sein wollen, die Holzknechte, die Fuhrleute auf dem Wege nach Nürnberg, die samt ihren Pferden gern einmal ausschnaufen, wenn sie erst den steilen Windmühlenberg heraufgekeucht sind, und dann die Stadtleut', die wissen, was die Mutter für einen guten Kaffee brauen kann, oder auch einen gebackenen Fisch essen wollen, und“ — fuhr sie neckend fort — „die Jäger und Falkoniere des Markgrafen, du weißt schon“ — „Jawohl, weiß ich“, brauste der Bursche auf, „die Zierbengel,

die Tagdiebe, die nichts zu thun haben, als an ihren bordierten Wämsern zu bürsten, die, wenn sie draußen herumlaufen, nicht auf tausend Schritt einen Hasen von einem Rehbock zu unterscheiden wissen, und daß sie je einen treffen, davon ist gar keine Rede. Die haben natürlich der Jungfer wieder Allerlei vorgeplauscht, von ihrem hübschen Gesicht und daß dieses zu etwas Besserem bestimmt sei, als hinter den verblindeten Fensterscheiben eines einsamen Forsthäusleins zu verkümmern, und die hat's wieder geglaubt, das lockere Gerede, den affigen Schmeichlern und Schwätzern, und freilich nicht daran denken können, daß ihr Bernhard da unter dem Baume steht, seit wie langer Zeit schon, und sich nach seinem Mädchen sehnt, das er so von Herzen lieb hat." — „Hoho! gleich wieder so wild!" entgegnete die andere, „du weißt, das lasse ich mir nicht bieten. Ich mein', du solltest mich kennen, daß die Margaret hält, was sie einmal sich vorgenommen, und ich hab' mich dir versprochen; du bist mir der Liebste" — und dabei schaute sie ihn aus ihren blauen Augen wirklich voll und innig an — „und der Rechte. Und wenn du erst die Försterstelle hast, die der Markgraf

deinem Vater für dich zugesagt hat, dann wollen wir schon bald Hochzeit halten. Und übrigens," lachte sie heiter, „wenn die Hofleut' sagen, daß dein Schatz kein übles Ding ist, ist's denn eine Lüg'? solltest dich freuen und dir was drauf einbilden, daß andere Menschen auch Augen im Kopfe haben, anstatt daß du gleich so zornig auffährst." — „Zu sagen brauchen sie's dir nicht!" grollte der Bursche, obwohl er sich Mühe zu geben schien, seinen Ärger vollends zu überwinden. „Mein bist du, und mir sollst du allein gehören; Margaret, wenn ich dächte" — und schon wieder blitzte sein Auge in heller Glut auf, — „daß du je — nein, ich kann's nicht über die Lippen bringen — mich um eines anderen, gar um eines Vornehmeren willen preisgeben könntest, es nähme kein gutes Ende," und dabei streifte sein Blick die Flinte, die noch immer am Stamm der Buche gelehnt stand und die er nun aufnahm, um sie sich über die Schulter zu werfen. „Begleitest du mich?" sagte er dann, und sie schob schnell und wie erschrocken, daß sie ihn doch vielleicht zu solcher Heftigkeit gereizt haben könnte, ihren Arm unter den seinen, und die beiden folgten dem Waldweg,

der, ziemlich nahe der vorhin erwähnten Straße, in gleicher Richtung mit dieser ging.

Sie mochten sich wieder ganz versöhnt haben, wenn anders der kleine Wortwechsel der Ausfluß eines wirklich tiefer gehenden Zerwürfnisses gewesen war, denn das Mädchen hatte sich eng an ihren Begleiter geschmiegt, und dieser blieb eben stehen, um sich auf sie herabzubeugen und einen Kuß auf die frischen, roten Lippen zu drücken. Da fuhr sie rasch aus seinen Armen auf und lauschte zur Straße hinüber. Auch Bernhard folgte der Richtung des Fingers, mit dem Margaret auf den Weg deutete, denn auch er hatte Geräusch vernommen. Näher und lauter kam dieses: der Hufschlag rasch eilender Pferde, das Gebelle von Hunden, dazwischen Peitschenknallen und lautes Hussahrufen. Jetzt brach's aus dem Walde vor, hell schimmerte es durch die dunklen Zweige, Reitknechte mit Windlichtern sprengten einem stattlichen Jagdzuge voran, Pikeure und Jäger folgten, vornehme Herren im roten Rock, den kleinen dreieckigen Hut auf dem gepuderten Haar, und mitten unter ihnen, den Oberjägermeister v. Pöllnitz zur Seite, der Markgraf Karl, die Büchse übergeworfen, auf einem

wilden, aber mit fester Hand gezügelten Rappen, der um so schneller ausgriff, je mehr des Markgrafen Lieblingsrüden kläffend an ihm hinaufsprangen. „Er kommt von Bruckberg,“ sagte Bernhard leise zu Margaret, die sich mit ihm in den Schatten einer großen Eiche gedrängt hatte, so daß sie dem schon fast vorübergejagten Zuge unsichtbar geblieben waren, „ist doch eine Freude, mit dem Herrn auf die Jagd zu reiten, und bin ich erst einmal in Triesdorf, so werd' ich auch dabei sein, und er soll sehen, daß der Bernhard seinen Mann stellt.“

Das Mädchen antwortete nichts; ihre Augen schienen den Vorbeigeeilten folgen zu wollen, bis auch der letzte Mann ihnen entschwunden war. Jetzt sprach sie zerstreut: „Da werden wir wohl den Markgrafen öfter sehen?“ — „Nun natürlich,“ antwortete Bernhard arglos, „du weißt ja, in Triesdorf hält er sich lieber auf als in Bruckberg, obwohl er heute wieder einmal dort gewesen, draußen, wo sie es ihm in seiner Jugendzeit zu hart gemacht haben sollen, so daß er eine Abneigung gegen das Schloß gefaßt hat, wenigstens nie lange dort bleiben mag. Und der Wald ist in

der Feuchtlach und bei der hohen Fichte auch noch schöner und wildreicher als hier herum, so schön und lieb mir der auch ist.“ — „Der Markgraf ist doch ein schöner, stattlicher Herr,“ sagte Margaret, welche die letzten Worte Bernhards gar nicht gehört zu haben schien, „wie fest er den Rappen in der Hand gehalten hat! und er schaut gar nicht so wild und finster oder gar grausam drein, wie es die Leute immer machen, ich könnte mich schon getrauen, mit ihm zu reden. Aber jetzt muß ich heim, Bernhard, du weißt, die Mutter schilt, wenn ich zu lange ausbleibe.“

Bernhard ließ seinen Blick fast ängstlich über das frische Gesicht an seiner Seite streifen. „Wirst nicht in Versuchung kommen!“ lachte er gezwungen, „den Markgrafen spricht so leicht keiner an; wenn der draußen reitet, hat er nur Aug’ und Sinn für das Wild, und da ist’s nicht ratsam, ihm in den Weg zu laufen. Gar mancher hat’s schon büßen müssen, der Neugierde halber das probiert hat. Und fort willst du? kann dich freilich nicht aufhalten, und spät ist’s allerdings.“ — „Kommst du morgen?“ fragte Margaret und schlang innig den Arm um ihn. — „Ja, ich muß zur Stadt,

und das zeitig morgens.“ — „Dann will ich dir getreulich berichten, ob von dem Volk da vorn einer zurückgeblieben ist und Zeit gefunden hat, im Fischhaus hinter dem Glas zu warten, bis die Margret heimgekommen ist,“ lachte das Mädchen, gab ihm schnell noch einen Kuß und eilte leichten Fußes davon.

Bernhard schaute ihr nach, bis sie sich auf dem Waldpfade, auf dem sie gekommen war, seinen Blicken entzogen hatte. Dann stampfte er zornig mit dem Fuß auf den Boden: „Wenn sie mich doch betrügen würde, die Hexe? Sie hat doch mit ganz besonderen Augen auf die Jagd gesehen. Und ‚der Markgraf ist doch ein schöner, stattlicher Herr!‘, was geht sie das an?“ Und in so ernstes Sinnen versunken, wie er vorhin unter der Buche gestanden war, schritt er in das allmählich ganz und gar den Wald verdüsternde Dunkel hinein.

Er war bald daheim. In einer halben Stunde schon konnte er das Licht des väterlichen Hauses durch die Bäume blinken sehen. Das Waldhaus, das sein Vater als wohlbestallter Forstwart des Markgrafen bewohnte, lag so recht einsam, wie man es von einer richtigen Försterwohnung denkt,

mitten im grünen Gehege. Nur in einem kleinen Umkreis war das dichte Gehölze um dasselbe gerodet. Ein mit einem starken Plankenzaun wohl verwahrter, nicht allzu großer Hof umgab das Haupt- wie die kleinen Nebengebäude, und rückwärts des Hauses schloß sich noch ein auch nicht umfangreiches, aber sorgfältig gepflegtes Gärtchen an. Alles zeugte von Sauberkeit und Ordnung; nicht nur, daß schon der Weg zum Hause glatt und reinlich gehalten war und die Hausfrau ängstlich beflissen schien, das fallende Laub oder gebrochene Äste sogleich wieder wegzuräumen, sondern das Haus selbst bot den freundlichsten Anblick. Vor den Fenstern standen blühende Blumen in buntglasierten Töpfen, und hinter den hellblinkenden Scheiben ließen kleine weiße Vorhänge auf die Traulichkeit des Innern schließen. Und in der That schien in der, wenn auch beschränkten, aber überaus wohnlichen Stube, in die man aus dem mit roten Ziegelsteinen belegten Flur trat, alles den Geist reinster Behaglichkeit und geordneter Häuslichkeit zu atmen. An den hellgetünchten Wänden hingen die mancherlei Embleme des Weidwerks, stattliche Hirschgeweihe, alle Trophäen eigenen

Jagdglückes und Jagdgeschickes, sowie einige etwas rauchgeschwärzte Holzschnitte, in freilich wenig kunstvoller Zeichnung auch Jagdgetier darstellend; in der Ecke stand der große, grüne Kachelofen, um den sich auf zwei Seiten die im Winter den so behaglichen Ruheplatz bietende, mit einem Lederkissen belegte Bank zog, und in der Mitte des Zimmers der viereckige eichene Tisch, auf dem jetzt ein sauberes weißes Tuch ausgebreitet war und den, wie das damals, namentlich in den waldreichen Gegenden, fast die einzige ländliche Beleuchtungsart war, der schwielende Kienspan erhellte.

Hinter dem Tische saß, trotz des flackernden Lichtes emsig nähend, eine noch rüstige ältere Frau mit einer weißen Haube auf dem Kopf, um den sich glattgescheiteltes braunes Haar legte, mit einem gutmütigen Gesicht, das sie eben voll und fragend auf den Gatten gegenüber richtete. Dieser, ein ebenfalls noch stattlicher Mann, dem man den Forstmann auf den ersten Blick ansah, obwohl er jetzt nicht sein grünes Amtskleid trug, sondern im einfachen Hausrock sich bequem in seinem Lehnstuhl dehnte, schien die Frage, die jene auf den Lippen hatte, zu erwarten. „Du meinst", kam er seiner

Gattin zuvor, „ob der Bernhard heute wieder im Fischhaus oder ob die Margaret bei ihm im Walde war. Du weißt, mir ist das Geliebel nur halb so recht wie dir!" — „Und mir ist's gar nicht recht!" fiel ihm sein eheliches Gegenüber in die Rede. „Ich kann ja eigentlich gegen das Mädchen gar nichts einwenden; sie ist hübsch, das mag ihm die Hauptsache sein, sie ist unbescholten, das ist mir die Hauptsache. Der Vater war zwar ein leichtes Blut, die Mutter aber, mein' ich, ist brav und sieht auf das Rechte. Geld hat sie auch, um einen guten Hausstand wäre also nicht zu sorgen, aber —" — „Nun aber?" forschte der Förster. — „Ich kann's nicht recht sagen, mir kommt's eben doch vor, als ob sie's mit dem Bernhard nicht ganz so ehrlich, treu und wahr meinte, wie er es mit ihr. Der denkt an keine andere, sieht auch gar keine andere an, aber ihre Augen, hab' ich mir so manchmal schon gedacht, — paß nur auf, du wirst's auch merken — gehen weiter herum. Es ist freilich wahr, ins Fischhaus kommen allerlei Leute, sie können keinen hinausweisen, aber es ist doch ein Unterschied, wie man den einen oder den anderen ansieht. Und da sollte mir der Bub' doch

leid thun, wenn er zum besten gehabt würde.“ — „Wer wird denn das gleich sagen?“ beruhigte der Mann, „ich will auf die Margaret nichts kommen lassen. Allein, was mir Sorge macht, ist, daß der Bursche offenbar zu viel an das Mädel denkt, daß er andere, wichtigere Dinge darüber vergißt. Er geht mir zu träumerisch herum, ist nicht so recht beim Zeug. Wenn sonst eine neue Fährte aufgespürt wurde, war er gleich bei der Hand und ruhte nicht, bis er den Bock gestellt hatte. Wenn ein Sturm nur ein wenig Unheil unter den Bäumen angerichtet hatte, gleich schickte er die Leute hin und ließ aufräumen; jetzt muß ich ihm ein-, zweimal von alldem sagen, bis ich ihn nur zum rechten Anhören bringe. Wo soll das hinaus? Und wie kommt es doch darauf an, daß er den Kopf beisammen behält! Mit nächstem will ihn ja der gnädige Herr auf die Probejagd mitnehmen und ihn, wie er das immer thut, wenn er einen, für den er eine Anstellung in Aussicht hat, prüfen will, sich zur Seite reiten lassen. Wenn der Bernhard da etwas Ungeschicktes macht und nicht den kleinsten Augenwink des Gestrengen versteht, dann ist's mit der Försterstelle in Triesdorf herum.“ — „Das

ist's eben, was ich fürchte," klagte die Mutter. „Der Bernhard macht sich selber Gedanken. Es ist ihm an der Margaret etwas nicht recht. Sonst, wenn wir mit ihm von ihr redeten, lachte gleich sein ganzes Gesicht, und er konnte nicht des Lobes genug für sie finden; jetzt, wenn ich nur ihren Namen nenne, schaut er schier schmerzlich drein und bringt das Gespräch schnell auf was anderes." — „So frag ihn halt einmal," meinte der Alte. — „Kannst es selbst thun," erwiderte die Frau, „das ist sein Schritt, der Pluto kündigt ihn schon an."

Der Förster schaute zur Thüre. „Guten Abend, Bernhard!" rief er dem Eintretenden zu. — „Guten Abend, Vater, Mutter", tönte die Antwort entgegen, allein sie klang wirklich nicht froh und aus dem Herzen kommend, wie es sonst die Eltern von dem Heimkehrenden gewohnt waren. Er hing die Mütze an die Wand, stellte das Gewehr in die Ecke und trat auf den Tisch zu. Der Schein des Lichtes fiel voll auf sein hübsches Gesicht und ließ den Vater merken, daß dies ernst und bleich war. „Ist dir was, Bernhard?" fragte er ihn teilnehmend, hast du etwas Unangenehmes im Wald

erlebt, ist dir ein Bock ausgekommen, oder sonst was?" — „Ich wollt', es wär' das!" stieß der Sohn unwillig heraus. — „Hast dich mit der Margaret gezankt? was ist denn der wieder in das Krönlein gefahren?" mischte sich die Mutter drein. — „Laßt mich's mit mir selber ausmachen!" wehrte Bernhard ab, deutlich merken lassend, daß ihm das Fragen der Eltern peinlich sei. — „Nein, das geschieht nicht", sagte jetzt ernst der Vater. „Wir haben die Pflicht, mitzureden und mitzusorgen. So kann das nicht fortgehen. Heraus mit der Sprache! Wie stehst du mit dem Mädchen? Du weißt, die Mutter und ich haben nichts gegen die Margaret; sie ist uns recht als Schwiegertochter, und wenn der gnädige Herr dir den Posten in Triesdorf giebt, sollst du sie heimführen, und dein alter Vater will nicht umsonst etwas zusammengespart haben, um dir das Nest warm betten zu helfen. Allein die Margaret soll auch wollen, ganz und gern wollen, und da scheint mir's einen Haken zu haben. Nun, wie ist's?" — „Nun, wenn Ihr's wissen wollt, will ich's nicht leugnen," antwortete nach einigem Zögern Bernhard — „ich bin bös über mich selbst, daß ich's glaube von ihr,

denn beweisen kann ich ihr eigentlich nichts, allein wenn ich dran denke, daß die Stadtleut' da einkehren im Fischhaus und die dem Mädel etwas in den Kopf setzen könnten, daß ein anderer besser für sie sei als so ein einfacher Jägerbursch, wie ich bin, da schlägt's bei mir in hellen Flammen heraus, obwohl ich eigentlich nicht weiß, ob sie die Margaret angezündet hat. Und" — er stockte. — „Nun, und?" — unterbrach der Alte, „hast du sie denn heut abend gesprochen?" — „Ja," grollte Bernhard, „und da hätte sie eben nur mich anschauen, mit mir allein es haben sollen; aber da führt, Gott verzeih mir's, der böse Feind den gnädigen Herrn mit seiner Jagd an uns vorüber, und die Margaret schaut wie verhext dem Troß nach, als ob alle Herrlichkeit der Welt auf einmal vor ihr aufgethan wäre, und als ob sie fragen müsse, warum sie nicht auch dabei sein und mitreiten dürfe, wie die Falkenhausen auch gethan!"

Der Alte schaute zu seiner Frau hinüber, die ihr Gesicht auf ihre Arbeit gebeugt hatte. „Was sagst du dazu, Mutter?" lachte er, „wenn's weiter nichts ist, als daß die Margaret auch einmal am

Jagdzug des Herrn einen Gefallen gefunden hat, so will ich ihr nicht gram darum sein; freut mich's doch auch immer wieder, so oft ich schon mitgethan, wenn ich den Herrn so fröhlich das edle Weidwerk treiben sehe; ich seh' ihm über manches, was mir sonst an ihm nicht gefällt, weg, weil er den Wald und die Jägerei so gern hat. Also, trag's dem Mädel nicht nach. Weißt du sonst was von der Margaret, daß du ihr's drauf zusagen könntest, daß sie höher hinaus und nichts mehr von dir wissen will?" — „Das ist's eben, daß ich nichts weiß, daß sie eigentlich recht hat, wenn sie mich auslacht, wenn ich ihr sage, wie mir's manchmal zu Mute ist," gestand Bernhard ein. — „Nun also," entschied der Förster, „schlag dir die Grübeleien aus dem Kopfe, einem wackeren Jägersmann dürfen die nichts anhaben, sie machen nur das Auge trübe und die Hand schwer. Morgen gehe ich in die Stadt zum Oberjägermeister, dem Pöllnitz, und will fragen, wie es mit der Probejagd steht und wann du dich fertig halten sollst, den Meisterschuß zu thun. Dann laß die Margaret fein ja vorn dran stehen, wenn ihr ausreitet, da wirst du schon sehen, wie sie nur für dich Augen hat und daß sie

dich für den feinsten und schmuckſten des ganzen Trosses hält.“

Die Mutter nickte beistimmend, und Bernhard reichte dem Vater dankbar die Hand, aber er seufzte doch auf: „Wollt' Gott, ich könnt's glauben.“

II.

Wenn man auf der alten Landstraße von Ansbach nach Nürnberg geht, kommt man heute noch an dem Fischhaus vorüber, das seinen Namen behalten hat, den es schon zur Zeit unserer Geschichte führte, und in dessen Nähe einige Teiche, deren es in der Umgegend von Ansbach so viele giebt, die Erklärung dieses Namens leicht machen. Und heutzutage ist es noch ein Wirtshaus, wie es auch dazumal eines war. Gehörte zwar alles, Weid- und Fischrecht der Gegend, dem Markgrafen, sowie auch dieses Wirtshaus sein eigen war, so hatte doch der Pächter desselben die Befugnis, aus jenen Gewässern den nötigen Bedarf zu nehmen, wenn man aus der Stadt bei ihm einkehrte, und Frau Dietlein verstand es auch ziemlich gut, die verschiedenen Fischgerichte möglichst lecker

zu bereiten. Sie war seit einigen Jahren Witwe, an ihrem Manne hatte sie, das sagten selbst andere Leute, nicht zu viel verloren, indem er sich nicht gerade als ein besonders zärtlicher Eheherr und guter Wirtschafter erwiesen, und sie führte nun mit ihrer einzigen Tochter, der blonden Margaret, allein und, wie man ihr nachrühmen konnte, mit sicherer Hand das Hauswesen. Ihre Tochter war der Liebling ihres Herzens, sie war stolz auf ihre schöne Erscheinung, ihren guten Mutterwitz, und nicht unempfänglich dafür, wenn jene von Hoch und Nieder, die bei ihr einkehrten, Lobsprüche empfing. Und wenn Bernhard mit seinem Argwohn, daß er im Fischhaus vielleicht nicht als der rechte und erwünschte Freier angesehen würde, recht hatte, so hätte er allerdings besseren Grund gehabt, sich über die Mutter, als über die Tochter zu beklagen. Denn diese war dem hübschen Jungen wirklich von Grund des Herzens zugethan, und wenn sie, wie wir Zeuge gewesen, manchmal seiner unverhohlenen Eifersucht so einen kleinen Trumpf entgegensetzte, so war dies mehr ihrer heiteren Necklust als einer wirklich lauer gewordenen Gesinnung zuzuschreiben. Allein Frau Dietlein schien in der That nicht

abgeneigt zu sein, wenn sich etwas Besseres oder Höheres, wie sie dachte, für ihre Margaret finden würde, dem armen Bernhard die Thüre rundweg vor der Nase zuzumachen.

Heute erst wieder hatte sie so manches mit angehört, was zum Lob des Töchterleins gesagt worden war. In der kleinen Stube saßen nämlich einige Jäger des Markgrafen, die sich hatten erlauben dürfen, etwas von dem Jagdtroß zurückzubleiben und rasch einen Schluck Bieres zu sich zu nehmen. Zu ihnen hatten sich einige Bürger aus der Stadt gesellt, die darauf hielten, an schönen Sommertagen einen Abendspaziergang nach dem Fischhaus zu machen, und auch ein paar Leute aus dem Bruckberger Schloßhaushalt waren eingekehrt, um sich für den noch weiten Heimweg zu stärken, denn sie meinten, noch zeitig genug diesen finden zu können, da es, wenn der Herr nicht im Schlosse war, der Kastellan, der selbst einen guten Trunk liebte, mit der Hausordnung nicht zu genau nahm.

Frau Dietlein horchte so hier und da von der Küche, wo sie an einem hellen Feuer hantierte, in das Zimmer hinein und auf das Gespräch der um den rohen hölzernen Tisch Sitzenden. „Es ist wahr,

man kann's merken," erzählte gerade ein Bruckberger, „dem Herrn geht der Tod der Falkenhausen doch recht nah. Wie er neulich draußen bei uns war, schaute er so finster drein und so ganz anders als sonst, wenn er seinen Zorn wider was hat, es war mehr traurig!" — „So ist's auch bei uns," nahm ein Ansbacher Jäger das Wort, „man kann ihm weniger als sonst etwas recht machen; es ist ein Gezeter und Befehlen den ganzen Tag, daß man nicht weiß, wo aus und ein. Die Falkenhausen hat doch manchmal ein gütlich Wörtlein mit ihm gesprochen und ihn wieder zur Ruhe gebracht. Aber jetzt geht ihm aus dem Weg, wer kann, sogar der Reizenstein, der sich doch manchmal etwas mehr herausnehmen darf als ein anderer!" — „Ja, die Falkenhausen hätte es auch nicht zugegeben, daß man die Katharina Gallin, das preußische Soldatenweib, das den Heublein zur Desertion verführt hat, und das sie mitsamt dem Burschen und dem preußischen Werbeoffizier bei Stein erwischt haben, ganz in der Nähe des Falkenhauses an einem Lindenbaum aufgehängt hat." — „Wenigstens einen andern Platz, wo sie nicht gerade die arme Missethäterin — Gott sei ihr gnädig! —

vor ihren Augen hätte baumeln sehen, hätte sie heraussuchen lassen," warf ein ehrbarer Bürger aus der Stadt Ansbach, so etwas wie einen leisen Schauer fühlend, ein. „Gar nicht würde sie es zugegeben haben," ereiferte sich der vorige Redner, „sie war eine gute, fromme Frau —" — „Fromm?" erhob sich eine näselnde Stimme vom untern Ende des Tisches, wo dieser so nahe an die Wandbank gerückt war, daß der Sprecher seine dürren Beine kaum unter ihm unterzubringen vermochte und er deshalb seine langen schwarzen, aber sehr fadenscheinigen Rockflügel, die in ihm den Schulmeister des benachbarten Dorfes erraten ließen, vorsichtig zu beiden Seiten auf die Holzbank ausgebreitet hatte — „fromm? und sie hat doch mit dem Herrn in einem Verhältnis gelebt, das vor Gottes und der Menschen Augen ein sündiges war?" — „Ja, das ist richtig," sagte der Ansbacher, der vorhin gesprochen hatte, „man muß nur wissen, wie das alles gekommen ist; da ist der Markgraf wohl zu entschuldigen." — „Wißt ihr es denn?" fragte der Schulmeister etwas spitzig, „daß ihr da gleich entschuldigen und beschönigen wollt, wogegen Gottes Wort lautes und klares Zeugnis ablegt?" — „Nun

ja," erwiderte der andere, „wie der gestrenge Herr sein fürstlich Gemahl, die Tochter des Preußenkönigs, wißt ihr, der auf die langen Soldaten so aus ist, heimführte, — ich kann mich noch recht wohl erinnern, wie es da zuging in der Stadt — da war er erst 17, sie gar erst 15 Jahre alt, das war schon von vornherein nicht richtig. Und dann hat sich's immer mehr herausgestellt, daß die zwei nicht zu einander paßten. Wenn man sie schon nebeneinander gesehen hat, den von Gesundheit und Kraft nur so strotzenden Mann und die kleine, schwächliche Frau, der sogar das Gehen schwer fällt —" — „Ja, das kommt daher," mischte sich nun auch ein anderer Ansbacher in die Unterhaltung, „daß ihr der eigene Vater, der den Stock gegen seine Kinder so gut wie gegen seine Soldaten führt, ein Leids angethan haben soll." — „Nun," fuhr der vorige fort, und seine Stimme senkte sich zum Flüstern herab, „wie äußerlich, so passen die beiden auch innerlich nicht zu einander: er zornig, aufbrausend, sie sanft, fast ein ängstlich Gemüt." — „Selig sind die Friedfertigen," unterbrach der mit den schwarzen Rockflügeln salbungsvoll. — „Ja, aber wie weit kommt man damit bei unserm

gestrengen Herrn?“ ließ sich der andere nicht irre-machen, „was hat die Frau Markgräfin von ihrer Sanftmut gehabt? daß sie doch eigentlich verstoßen worden ist und daß sie nun doch allein und einsam draußen in Schwaningen sitzt, das ihr der Markgraf, nachdem sie den Erbprinzen geboren hatte, geschenkt hat, und daß dann die Falkenhausen sich hingesetzt hat, wo sie hingehörte. Und soll ihr gar nicht gut gehen, der armen Frau, sie soll ganz schwermütig sein und manchmal arge Gesichte haben, die sie ganz außer sich bringen.“ — „Also gebt ihr selbst zu,“ nahm der Schulmeister hartnäckig seine Rede wieder auf, „daß die Falkenhausen mit Unrecht das gewesen, was sie war?“ — „Meinetwegen!“ rief der andere, „allein dabei bleib' ich: sie hat einen guten Einfluß auf den Herrn gehabt, und zum besten ist er auch mit ihr nicht umgegangen; man erzählt sich allerlei; sie hat oft auch seinen Zorn aushalten müssen.“ — „Und nicht hat sie gemuckst,“ bestätigte nun einer, der bisher dem Gespräche, ohne selbst daran teil zu nehmen, nur zugehört hatte und dessen etwas feineres Gebaren, sowie auch sein Gewand auf einen etwas höheren Hofbediensteten schließen ließen, „das kann

ich bezeugen, hab's oft genug mit eigenen Ohren gehört, wie der Markgraf sie mit harten Worten anfuhr, und keins hat die Elisabeth dawider entgegnet."

„Sie soll einen harten Tod gehabt haben?" fragte nun auch Frau Dietlein, die von der Unterhaltung sichtbar angezogen worden und von der Küche in die Stube getreten war, dazwischen. — „Ja, man sagt so," erwiderte der Hofbediente, „der Markgraf ist aber auch nicht von ihrer Seite gewichen und hat ihre Hand festgehalten bis zum letzten Augenblick." — „Sic transit gloria mundi," ließ sich wieder der Schwarze vernehmen, „alles ist eitel unter der Sonne, schreibt der weise Salomo. Weiß noch gar wohl, wie die Elisabeth ausgeschaut hat, als sie der Herr ins Schloß nahm, wie eitel Milch und Blut; so schön war gar kein Jüngferlein in der ganzen Stadt, wohnte in der alten Hofapotheke bei ihrem Ohm, da stand sie mehr, als es gut war, am Fenster und sah gar freundlich herunter, wenn der Markgraf vorüberritt, und er grüßte auch gar ritterlich hinauf, und das ging so hin und her, bis endlich der Herr nicht mehr mit dem Fensterschauen sich begnügen wollte. Und dann kamen schon geschäftige Leute, an denen

fehlt's ja den hohen Herren niemals, die es zu machen wußten, daß die Elisabeth, wenn sie es auch zuerst versuchte, nicht mehr lange so spröde that gegen den schönen und freigebigen Herrn — und dann ward ihr das Falkenhaus bei Gunzenhausen gebaut, und das arme Apothekerbäslein stolzierte in Sammt und Seide; allein viel Ehr' war doch nicht dabei." — „Wird aber trotzdem wieder eine Nachfolgerin finden," meinte der Schloßdiener, „ich kenne den Herrn. Jetzt geht's ihm noch nach, daß die Falkenhausen tot ist, allein, wenn er wieder ein hübsches Gesicht sieht, wird's mit der Trauer bald aus sein. Und ein solches ist immer noch zu haben."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und Margaret, die eben von der Zusammenkunft mit Bernhard zurückgekommen, trat in die Stube. Ob sie die letzten Worte noch gehört hatte, war zweifelhaft; gewiß aber war, daß die bisher so laut Sprechenden auf einmal stille wurden und die plötzliche Erscheinung des schönen Mädchens ihren so redseligen Mund ganz geschlossen zu haben schien. Margaret errötete; dieses Angaffen verletzte sie. Rasch guten Abend bietend, durchschritt sie das Zimmer und ging auf die Mutter zu, diese in die Küche ziehend.

Der Hofbedienstete fand zuerst das Wort wieder. „Hört,“ sagte er leise zu dem Ansbacher Bürger, der neben ihm saß, „das wäre die rechte.“ — „Wo denkt Ihr hin!“ entgegnete der Angeredete fast unwillig, „die Margaret ist ein braves Mädchen, der kann niemand etwas nachsagen, und dazu ist's mit ihr und dem Försters Bernhard drüben im Waldhaus richtig. Dem soll eine Försterstelle in Triesdorf zugesagt sein, und sobald er die hat, wird Hochzeit gehalten. Die Alte drin hat mir's mehr als einmal schon gesagt.“ — „Wenn nichts dazwischen kommt,“ lachte der erste, so daß es auch die andern hören konnten, ohne aber etwas darauf zu geben, „wir Leute vom Hofe kennen uns besser aus, als ihr in euren Werkstätten und hinter euren Biertischen, wir verstehen das. Aber ich muß jetzt heim, ihr werdet auch nicht länger sitzen bleiben wollen, es ist besser, wir gehen in Kameradschaft, als daß jeder allein seines Weges trollt.“ Der Vorschlag ward angenommen, und alsbald war die Stube leer von den Gästen. „Wir können das Haus schließen,“ sagte Frau Dietlein zu ihrer Tochter, „heute kommt niemand mehr.“

Bald saßen die beiden allein einander gegen=

über, aber gesprochen wurde zwischen ihnen nicht viel. Es war das ganz gegen die Regel und Gewohnheit. Sonst hatten sie so mancherlei am Abend gegenseitig auszutauschen und von den Leuten zu reden, die des Tags über eingekehrt waren, auch von Bernhard und wie Frau Dietlein der Tochter das hübsche Häuschen im Walde bei Triesdorf, das noch viel schöner lag als das des alten Försters drüben, einrichten wollte; heute brachte es keine zu einer rechten Rede. Es schien fast, als ob keine der andern die Gedanken, die sie beschäftigten, anzuvertrauen wage, und doch trafen sich diese vielleicht auf einem Punkte. Denn, wenn sie auch darüber sich schalt, Margaret sah im Geiste noch einmal den schönen, stolzen Jagdzug und den Markgrafen in seiner Mitte an sich vorüberjagen, und die Mutter war noch mehr mit sich unzufrieden, daß sie, obwohl sie Margaret schon fast ganz in die Küche gezogen hatte, doch noch dem leisen Geflüster des Hofbediensteten hatte lauschen müssen und daß das, was sie erhorcht hatte, ihr immer wieder durch den Sinn fuhr. Und das war schlimm genug.

III.

Im Jahre 1731 hatte Markgraf Karl Friedrich seiner Residenzstadt Ansbach ein wichtiges Privilegium erteilt, nämlich unentgeltliche Abgabe von Bauplätzen, Baugnaden an barem Gelde, sowie Steuerfreiheiten, welche, je nachdem das Verliehene Gärten oder Häuser waren, auf zehn bis vierzig Jahre hinaus Wirkung haben sollten. So kam es denn, daß sich in der bisher ziemlich kleinen und unansehnlichen Stadt ein wahrer Ameiseneifer der Bürger regte. Wie durch einen geheimen Zauber stiegen, besonders außerhalb der Thore und niedergelegten Mauern, neue Straßen und ganze Vorstädte empor, und es blieb kein Zweifel, Ansbach konnte bald so weit wie die Hauptstadt „der Markgrafschaft oberhalb des Gebirgs", Bayreuth, kommen, das durch seinen

kunstsinnigen Fürsten Friedrich, den Schwager des Markgrafen Karl, eine der prächtigsten Residenzen des damaligen Deutschlands geworden war. Natürlich blieb auch hier am allerwenigsten das Gebäude, in dem sich der Glanz des Hofes zeigen sollte, hinter den anderen zurück. Wie schon auf Grund des alten, abgebrochenen Opernhauses eine neue Orangerie gebaut worden war und vor dieser der neue, jetzt noch so schöne und großartige Hofgarten angelegt wurde, so erhob sich in stolzer Schönheit das Residenzschloß. Im Jahre 1710 hatte ein Brand den größten Teil desselben zerstört, aber durch den Baudirektor Rott war es um so prächtiger aus der Asche wieder erstanden und gerade um die Zeit, so um die Vierziger-Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo unsere Geschichte beginnt, so ziemlich fertig geworden. Zu ebener Erde befanden sich in demselben die Hausvogtei, die Silberkammer und Kellerei, Wache und Küche, Registratur und Kanzlei, und auch die Vogelkammer für die in allen Gängen zur Belustigung eingefangene Menge von allerlei Vögeln fehlte nicht. Eine Treppe höher kam man zu dem Gartensaal und dem Tafelzimmer, sowie in die Wohnung der Mark-

gräfin und ihres Hofstaates; die Gemächer des Markgrafen selbst lagen im zweiten Stock.

In einem derselben, im Audienzzimmer, schritt — es war ein paar Tage nach jener Jagd, von deren Heimkehr wir gehört haben — ein nach strengster Hofsitte und Etikette gekleideter Mann auf und ab. Der sorgfältig gewickelte Zopf hing kunstgerecht im Nacken, das reichgestickte Kleid zeigte kein Stäubchen, die Spitzenmanschette, die über die wohlgepflegte Hand fiel, war von untadeliger Weiße, nnd an letzterer funkelten goldene, diamantenbesetzte Ringe. Der Kavalier war von nicht großer, aber zierlicher und geschmeidiger Gestalt, mittlern Alters, mit einem klugen Gesichte, das aber um den Mund herum einen etwas sinnlichen Zug hatte. Er schien ungeduldig auf etwas zu warten; allein seine wohlgeschulte hofmännische Gravität hielt ihn offenbar ab, das, trotzdem er sich allein im Zimmer befand, nur vor sich selbst merken zu lassen. Denn kaum hatte er vielleicht einen etwas rascheren Schritt gethan, um in bedächtigem Hin- und Wiedergehen die Breite des Gemaches zu durchmessen, so suchte er schnell wieder ein langsameres, der Würde seines Amtes und seiner räumlichen Umgebung ange-

messenes Tempo anzunehmen, blieb auch manchmal vor der großen Stockuhr unter dem hohen, bis zur Decke reichenden, mit reichem Blattgold verzierten Spiegel stehen, um zu sehen, ob ihr Zeiger nicht etwas schneller vorrückte. Dann schaute er wieder mit gebührender Ehrfurcht zu den hochfürstlichen Ahnenbildern mit den langlockigen Perücken und den gesteiften Röcken empor, die rings an den Wänden hingen, oder er vertiefte sich in Betrachtung der unter der Uhr stehenden Figuren aus Sèvresporzellan, welche Fruchtkörbe auf dem Kopf trugen oder Urnen unter dem Arm hielten, in denen Vergißmeinnicht eingepflanzt waren. Und als ihm die Zeit gar zu lang zu werden anfing, kam er auf den Einfall, die Bilder auf den reichen Gobelinteppichen zu zählen, die den Boden bedeckten. „Zwölf,“ sagte er eben halblaut vor sich hin, als sich, von ihm nicht gehört, die zu dem Wohngemache des Markgrafen führende Thüre öffnete und der rasch durch sie eintretende Fürst den Zählenden mit der Frage aufschreckte: „Aber, Zocha, was haltet Ihr für Monologe? richtet Ihr im Geiste vielleicht schon Euer Schlößchen ein, das Ihr in der Jägergasse bauen wollt, und zählt seine Zimmer

ab?“ — „Halten zu Gnaden, Durchlaucht,“ fuhr der Überraschte auf, ich —“ — „Laßt's gut sein,“ schnitt der Markgraf gnädig die mühsam zusammengesuchte Entschuldigung ab, „ich hab' Euch warten lassen. Nun schnell mit Eurer Meldung! Habt Ihr Nachricht von dem Maler, dem Biarell, den uns unser Ambassadeur in Paris empfohlen und an den zu schreiben ich Euch aufgetragen? Hat er Lust, in meine Dienste zu treten?“ — „Vor einer Stunde ist mir die Botschaft zugegangen, die mein gnädigster Herr so sehnlichst wie ich erwünschte,“ antwortete der Gefragte, „und ich konnte es kaum erwarten, Ew. Durchlaucht unterthänigst zu melden, daß es sich der Biarell zur höchsten Ehre seines Lebens schätzen werde, der ihm so überraschend angetragenen allergnädigsten Huld dadurch sich würdig zu machen, daß er seine ganze Kraft in den Dienst des hohen Mäcens der Kunst stellen wolle.“ — „Und bis wann will er kommen?“ unterbrach der Markgraf den wohlgefügten Wortschwall des Höflings. — „In etwa drei Wochen dürfte er in Ansbach eintreffen,“ erwiderte dieser, der Minister Karl Friedrich v. Zocha, in dessen Departement alles gehörte, was die Kunst und die Fürsorge für diese, die dem

Markgrafen sehr am Herzen lag, betraf. — „Und hat der Stadtkantor Ehrmann die Texte fertig, die er aufsetzen sollte, daß die Gemeinde, wenn meine Hofkapelle die Kirchenmusik nun einführt, beim Gottesdienst ordentlich, wie sich's für die Andacht gebührt, mitsingen kann?" fuhr der Fürst in seinen Fragen fort. — „Auch das kann ich Ew. Durchlaucht vorlegen," sagte der Minister, innerlich mit sich äußerst zufrieden, Serenissimo so prompt zu Befehl sein zu können, indem er ein ziemlich dickes Heft mühsam aus seiner Tasche hervorholte und es dem Markgrafen ehrerbietigst überreichte. Dieser warf einen flüchtigen Blick darauf, dann sprach er ernst: „Und was ist's mit dem Wetzel, meinem jungen Meister des Meißels? getraut er sich's, auszuführen, was ich von ihm wünsche und um dessenwillen ich es mir ein gutes Stück Geld hab' kosten lassen, ihn von München hierher zu bekommen, die schönen, sanften Züge meiner Elisabeth in Marmor zu bilden und mir so ihr Bild zeitlebens festzuhalten?" — „Er will sein Bestes thun, gnädigster Herr," erwiderte Zocha, „aber gestatten Durchlaucht —" hielt er inne, als ob es mit der Unterthänigkeit seiner Stellung sich doch

nicht vereinbare, seine Gedanken so gar offen auszusprechen. — „Aber?“ munterte der Fürst ihn auf fortzufahren, „zweifelt Ihr an seiner Kunst? an seinem Talent? er ist zwar noch sehr jung, der Wetzel, aber was ich von ihm gesehen, bestätigt mir nur, zu glauben, daß er auch diesem Auftrage vollgültig gerecht werden wird. Warum blickt Ihr mich so ernst an, Zocha?“ — „Nicht über die Kunst des Bildhauers trage ich Bedenken, fürstliche Gnaden,“ versetzte dieser, seiner Stimme fast einen melancholischen Klang gebend, „sondern darüber, wollen Durchlaucht meine fürsorglichen Worte nur als Ausfluß treuester Ergebenheit auffassen, daß sich Ew. Durchlaucht gar zu sehr dem gerechten Schmerze über den großen Verlust hingeben, der meinen gnädigsten Herrn betroffen hat. Bedenken Ew. Durchlaucht, daß das Land Ansprüche hat an seinen Regenten, daß der von Gott gesetzte Fürst nicht um einer einzelnen willen vergessen darf, was er allen seinen Unterthanen schuldig ist.“ — „Wenn diese einzelne aber mir alles war!“ rief der Markgraf schmerzlich, „wenn mein ganzes Herz an ihr hing, mir ihre Liebe so vieles ersetzte, was ich sonst hätte entbehren müssen?“

Der Minister schwieg. Was er erwidern wollte, daß nach seiner Meinung kein Mensch unersetzlich sei in der Welt und der Markgraf doch wohl auch bald aufhören würde, vor dem kalten Marmorbild der toten Geliebten zu trauern, und sein leidenschaftliches Herz sich bald wieder dem warmen blühenden Leben zuwenden dürfte, unterdrückte er doch vorsichtig. Als aber jener, offenbar von seinen Gedanken noch nicht loskommend, ihn fragte: „Was meint Ihr, Zocha, daß ich mit dem Falkenhaus anfange? Ich denke, ich lasse es unverändert so, wie Elisabeth darin gewohnt. Wenn ich müde bin von der Arbeit des Tages, der Regierung, von dem schalen Treiben der Welt, will ich dort ausruhen und der Erinnerung leben an die verlorene Geliebte," schaute er zuerst ganz betreten drein. Solche Sentimentalität, wie er es im stillen nannte, war er an seinem fürstlichen Herrn nicht gewohnt, umsomehr glaubte er zu der kühnen Einrede berechtigt zu sein, die er nun wagte. — „Muß denn jenes Haus, der stille Zeuge so mancher glücklichen Stunde, wie ich wohl weiß, für meinen gnädigen Herrn wirklich immer unbewohnt bleiben? Ist es denn ganz unmöglich, daß es sich zu neuer

Lust und Freude öffne?“ Jetzt war es heraus, das Wort, das dem gewiegten Kenner eines zwischen den streitendsten Gefühlen schwankenden Herzens, wie das des Markgrafen war, schon lange auf der Zunge gelegen hatte, und er fuhr schon mutiger fort: „Dürften Ew. Durchlaucht ernstlich im Sinne haben, künftighin ohne alle Liebe, ohne jede zärtliche Neigung durch das Leben zu gehen?“ Der Markgraf machte eine abwehrende Bewegung, aber Zocha mußte sie doch nicht als eine entschiedenen Unwillens nehmen, denn er sprach ruhig weiter: „Ich glaube, daß der heidnische Gott mit dem Bogen, von dem Meister Wetzel jüngst erst eine gar hübsche Statue gefertigt hat, noch immer seine Gewalt hat über Ew. Durchlaucht Herz und —“ — ein faunisches Lächeln umspielte seine Lippen — „auch über das von Serenissimi schönen Unterthaninnen.“

Hatte der Markgraf diese kühne Wendung des geschmeidigen Hofmannes doch übel genommen? Er winkte ihm, ohne mehr ein Wort zu erwidern, Entlassung zu, und Zocha zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück. Der Markgraf blieb an dem Tische stehen, an den er sich während des Gesprächs

mit dem Minister gelehnt hatte, ohne sich vom Platze zu rühren, wie in tiefe Gedanken versunken. Hatte jener mit seinen letzten Worten einen wunden Fleck seines Herzens getroffen? war seine Trauer um die Tote wirklich schon im Rückgange begriffen und das Monument, das er bei dem Bildhauer bestellt hatte, nur eine konventionelle Quittierung seiner Erinnerungen? Er hatte in der That der Verstorbenen viel zu danken gehabt, er hatte an der Unschuld eines arglosen Mädchens gefrevelt, wie an den Rechten der rechtmäßigen Gemahlin; allein Elisabeth war, wie sie einmal des Markgrafen Eigen geworden, ihm wirklich und dadurch auch dem Lande nicht, wie es zu jener Zeit an so vielen Höfen in gleichen, mit der Moral kollidierenden Verhältnissen so häufig geschah, zum Unsegen oder gar zum Fluch geworden. Sanft und stille, hatte sie dem fürstlichen Geliebten eine treue und uneigennützige Liebe entgegengebracht, sich nie in politische Geschäfte gemischt, nie ihren Einfluß zu Gunsten oder Ungunsten eines Menschen angewendet, wohl aber mit ihrer Sanftmut, ihrer Güte und ihrer Macht über den Markgrafen dessen wildes und zornmütiges Gemüt oft genug beschwichtigt

und ihn von manchem unheilvollen Beginnen abgehalten, oder ein solches wenigstens in seinen Folgen gemildert.

Es war nun einmal ein wunderliches Gemisch in diesem Markgrafen Karl Friedrich. Eine ganz verfehlte Erziehung hatte seine unleugbaren Anlagen und Talente schon sehr frühe verwildern lassen oder in falsche Bahnen gebracht. Im abgeschiedenen, im einsamen Wiesen- und Waldthal gelegenen Schlosse Bruckberg von allem gleichalterigen Umgang ausgeschlossen, von pedantischen, von ihm nur verhöhnten Erziehern, die den wilden Knaben mit schimpflichen Strafen, wie Knieen auf Erbsen, bändigen zu können meinten, mißleitet, den Einflüssen und Verführungen einer gemeinen Dienerschaft preisgegeben, war er, als ihn der Tod seines Vaters, der aber auch bereits seit Jahr und Tag die Regierung des Landes dem Landhofmeister Grafen Castell überlassen hatte, in seinem elften Jahr zur Nachfolge berufen, noch ein Knabe und doch schon mit allen bösen Gewohnheiten vertraut. Namentlich eine Leidenschaft war es, die sich in seinem Jugendaufenthalt in den schönen Wäldern und Forsten um Bruckberg zu entwickeln begonnen hatte und dann

sein ganzes Leben, man kann sagen, mit verzehrender Glut beherrschte: die für die Jagd. Falken und Hunde galten ihm so viel wie die Potsdamer Grenadiere seinem königlichen Schwiegervater. Ob das Wild die Fluren der Unterthanen verwüstete, die Hirsche die mühsam gebauten Felder zerwühlten, die Saaten zertraten, war ihm gleich. Wehe dem Armen, der es wagte, eines der auf seinem Boden äsenden Tiere zu scheuchen oder gar ein Häslein zu schießen. Die schwerste Strafe war ihm gewiß, wenn nicht der Markgraf in seinem wilden Zorn, in welchem er dann sich selbst nicht mehr kannte, ihn mit eigner Hand niederstreckte. Dem Fallmeister von Gunzenhausen, den elende Menschen angegeben hatten, daß er die fürstlichen Hunde, welche er in der Pflege hatte, nicht gehörig versorge, war er vor das Haus geritten und hatte ihn auf dessen Schwelle erschossen. Nach etlichen Tagen, als der Fürst einem langen Zug von Menschen aus allen Orten her begegnete und er, nach der Veranlassung dieses Auflaufs fragend, von den andern Höflingen ohne Antwort blieb, ritt der Oberstallmeister v. Reizenstein, der allein von seiner ganzen Umgebung unerschrocken es wagte und wagen

durfte, seinem Herrn manchmal die Wahrheit zu sagen, auch hier heran und sprach: „Es wird der Mann begraben, den Ew. Durchlaucht vor drei Tagen erschossen haben.“ Der Markgraf ward heftig ergriffen und befahl, man solle ihm die Witwe schicken, damit sie sich eine Gnade ausbäte.

Die Mutter des Markgrafen Karl Friedrich, eine gelehrte und gebildete Frau, eine geborene Prinzessin von Württemberg, hatte keinen Einfluß auf die Erziehung des Sohnes überkommen oder war über diese selbst getäuscht worden. Dazu starb sie, in demselben Jahr, als jener, in seinem siebzehnten Jahre aus der Vormundschaft entlassen, selbst die Regierung übernahm und bald nichts anderm zu folgen sich geneigt zeigte, als seinen Launen und seinem eigensüchtigen Willen. Die Leute hatten recht mit dem, was sie sich von seinem Zorn und seinem wilden Wesen in die Ohren flüsterten oder halblaut in ihren Häusern oder, wenn sie sich, wie jene im Fischhaus, recht viel zutrauten, auch gelegentlich hinter den Wirtstischen zuraunten, auch mit dem, daß die fürstliche Gemahlin, des preußischen Kronprinzen Friedrich

Schwester, eine fürtreffliche Frau, aber in der Gemeinschaft mit diesem Gemahl nur eitel Unglück gefunden habe. An dem Verhältnis des Markgrafen zu jener Elisabeth, welche er zur Frau v. Falkenhausen erhoben und der er das nach ihr genannte Haus oder Schlößlein bei Gunzenhausen geschenkt hatte, nahmen Stadt und Land weniger Anstoß, eben weil man in ihr ein verhältnismäßiges Gegengewicht gegen die tyrannischen Gewohnheiten ihres fürstlichen Liebhabers zu finden meinte. Auch war Karl Friedrich gewiß nicht jedes Gefühl und Verständnis für das Wohl des Landes abzusprechen, er hielt dessen Finanzen in Ordnung und ließ mäßige Steuern erheben. In der Stadt Ansbach, welche, wie wir schon wissen, durch die Baugnaden, die der Markgraf gewährte, sich immer mehr vergrößerte und verschönerte, nahm das Gewerbe einen vielversprechenden Aufschwung; Fabriken entstanden, der Bürgerstand kräftigte sich. Daß er solche Räte und Diener zu finden wußte, die im Auslande als Gelehrte einen Namen hatten, darauf that sich der Fürst etwas zu gute, sowie auch darauf, daß in seinem Lande geschickte und kunstvolle Arbeiten gefertigt wurden und den schönen Künsten,

der Malerei, Bildhauerei und Musik, bot er eine gastliche Heimstätte.

Jetzt wachte der Markgraf aus seinem Sinnen auf, und ein schwermütiges Lächeln flog über sein Angesicht, diesem für einen Augenblick eine solche Weichheit verleihend, daß, wer ihn jetzt gesehen hätte, schwerlich den „wilden Markgrafen“ in ihm gesucht haben würde. „Nein,“ sprach er vor sich hin, „diesmal soll der Zocha, wenn er mich auch vielleicht nicht ganz falsch beurteilen mag, doch sich geirrt haben. Ich will meiner Elisabeth die Treue bewahren, und ihre sanften Züge sollen so fest in meinem Herzen stehen, wie sie Wetzel seinem Marmor einmeißeln soll.“ Da unterbrach ein leises Klopfen an der Thür sein Selbstgespräch, und gleich darauf trat der diensttthuende Kammerherr, der Herr v. Soden, ein, um seinem Gebieter zu melden, daß der Oberhofmarschall v. Seckendorf und der Oberstjäger- und Falkenmeister v. Pöllnitz zu der um diese Stunde gewöhnlichen Audienz erschienen seien und im Vorzimmer der höchsten Befehle warteten. Der Markgraf gab ein Zeichen, sie eintreten zu lassen. „Wie ist's, Seckendorf,“ rief er dem Oberhofmarschall, einer langen hageren, steif frisierten Gestalt, die

sich kerzengerade vor dem Markgrafen aufpflanzte, zu; „sind in Triesdorf die Gemächer in stand gesetzt, die meines Schwiegervaters Majestät und des Kronprinzen Hoheit beherbergen sollen? Auch eine Marotte vom König, daß er durchaus dort draußen und nicht hier im Schloß wohnen will. Wird wieder genug zu bekritteln und zu tadeln haben an den neuen Möbels, die erst von Paris gekommen, mich wieder verschwenderisch heißen, indem ich das Sparen, wie es am Hof zu Berlin beliebt wird, immer noch nicht gelernt habe. Freilich ein Wusterhausen in seiner Sandwüste, wo des Königs Majestät beim größten Regen mit ihrem ganzen Hofstaate in der Wasserpfütze sitzt, habe ich aus meinem Triesdorf noch nicht gemacht. Wie lange denkt Ihr wohl, daß der König bleibt?" — „Wie könnte sich mein submisses Ahnungsvermögen so weit versteigen, das wissen zu wollen?" erwiderte der Hofmarschall, wie erschrocken, daß ihm nur eine solche Anteilnahme an eines Königs Plänen und Gedanken zugemutet werden konnte. „Durchlaucht wissen aber, daß des Königs Friedrich Wilhelm Majestät auch in Bayreuth bei Ihrer durchlauchtigsten Frau Tochter nur einen kurzen Aufenthalt genommen haben, und so

dürfte —“ — „Er auch hier, meint Ihr,“ unterbrach der Markgraf, „nicht allzulang verweilen, um so mehr,“ setzte er herb hinzu, „als er doch nur mehr seine Tochter mit seinem Besuche meint, als deren Gemahl. Habt Ihr Kunde von Schwaningen? wird die Markgräfin sich dazu verstehen, hierher zu kommen und ihren Vater hier zu begrüßen?“ — „Der Oberhofmeister Ihrer Durchlaucht, v. Voit,“ antwortete Seckendorf ängstlich, „hat auf mein dringendes Gesuch, die Frau Markgräfin dazu zu bewegen, der Bitte Ew. Durchlaucht zu willfahren, referiert, daß es ihm nicht gelungen sei, einen günstigen Bescheid zu erlangen.“ — „Ich werde diesen Trotz zu brechen wissen,“ fuhr der Markgraf zornig auf, „sie ist und bleibt meine Gemahlin und soll sich hüten, mir da vor dem König einen Eklat machen zu wollen; es ist Pflicht der Tochter, daß sie den Vater in ihrem Hause empfängt, und das ist dieses Schloß. Der Voit mag sich in acht nehmen, schreibt's ihm, wenn er intriguiert; er wäre nicht der erste, für den sich die Wülzburg als heilsames Quartier erweist.“ Der Hofmarschall verbeugte sich fast bis zu seiner Fußspitze, hielt es aber für geraten, den Befehl des Markgrafen

schweigend hinzunehmen. Dieser wandte sich an den zweiten der vorhin gemeldeten Herren, den Oberjäger- und Falkenmeister v. Pöllnitz. Dieser bildete in seiner äußeren Erscheinung so ziemlich den geraden Gegensatz zu dem steifen, dürren Hofmarschall, indem sich in ihm ein äußerst lebhaftes, bewegliches Männlein darstellte, dem die grüne Jägeruniform mit den goldenen Tressen fast zu knapp saß, denn die wohlgepflegte Fülle des Leibes, wie die Röte des gutmütigen Gesichtes zeigten, daß er ein gewiegter Kenner der mannigfachen Lebensgenüsse eines Hofes jener Zeit war. Aber er verstand sich auch auf die Stimmungen seines gnädigen Herrn, und so wußte er, daß infolge der Wendung, welche das Gespräch mit dem Hofmarschall über den Widerstand der Fürstin, nach Ansbach zu kommen, genommen hatte, unfehlbar eines jener Ungewitter im Anzug sei, dessen Ausbruch den Höflingen zwar nichts Ungewohntes, aber immerhin etwas Unerfreuliches war. Darum griff er eiligst nach dem Mittel, mit dessen Wirkung es ihm schon zum öftern geglückt war, jenen Ausbruch zu verhindern, indem er dem Markgrafen einen submissesten, genauesten Rapport über die von ihm auf

allerhöchsten Befehl vorgenommene Monatsrevision des ihm unterstellten Departements der Falknerei erstattete. Und er hatte richtig kalkuliert. Wie so Pöllnitz, von sich selber, als dem dirigierenden Chef des musterhaft geordneten Falkenstaates, anfangend und zu den Falkenjunkern, Falkenpagen, -Sekretären und -Kanzlisten herabsteigend, dann zum Reiher-, Krähen- und Milanenmeister fortgehend, sogar auch noch über die 12 Falkenknechte und 16 Falkenjungen und den Wert oder Unwert eines jeden auf das Gründlichste referierte, auch nicht verfehlte, die edlen Tiere selbst zu preisen, die in solcher Schönheit und Jagdtüchtigkeit vielleicht an keinem Hofe Deutschlands mehr zu finden sein möchten, erheiterte sich des Markgrafen Antlitz immer mehr, und er dachte gar nicht mehr daran, was er sich noch vorgenommen hatte, den Hofmarschall nämlich zu beauftragen, ihm den Generalmajor Ritter v. Reeden zur Stelle zu schaffen, um mit diesem sich zu beraten, wie die markgräfliche Leibgarde samt den Husaren in bestmöglichster Parade vor den Augen des soldatenfreundlichen Königs erscheinen möchten. Er war sichtlich nur Aug' und Ohr für des geschwätzigen Pöllnitz Relation, und so konnte dieser auch noch

die Bitte vorzutragen sich erlauben, welche dem Oberjägermeister an diesem Morgen erst der alte Förster ans Herz gelegt hatte, ob nicht Serenissimus bald geruhen wolle, die große Hofjagd anzuberaumen, an welcher dem jungen Bernhard gestattet werden dürfte, die Probe abzugeben, ob er tauglich sei, die ihm gnädigst zugedachte Försterstelle in Triesdorf zu erhalten. — „Kennt Ihr den Bernhard?“ fragte der Markgraf, „was ist es für ein Bursch?“ — „Brav und tüchtig,“ entgegnete Pöllnitz mit dem Ausdrucke vollster Überzeugung, „scharfes Auge, sichere Hand, und versteht sonst was von Wald und Forst; dazu stattlich groß, 6 Schuh fast.“ — „Soll sich hüten,“ lachte der Markgraf, „Unsers Schwiegervaters Majestät vor die Augen zu kommen, daß er mich nicht bittet, denselben ihm für seine Potsdamer Riesen abzulassen.“ Pöllnitz schien des Herrn Worte ernst zu nehmen. „Werde ihn schon im Walde festhalten,“ entgegnete er, „daß ihn die Preußen nicht sollen zu Gesicht bekommen.“ Der Markgraf blickte nach der Thüre. Der Kammerherr war wieder unter dieser erschienen. — „Durchlaucht!“ meldete er erschrocken, „der Resident!“ Des Markgrafen Angesicht verfinsterte sich. „Ungerufen?“ herrschte er,

„er weiß, daß ich ihm verboten habe, am Hofe zu erscheinen, bis ich Beweise habe, daß die gegen ihn erhobenen Anklagen — und der Landschreiber Wolf behauptet, auf ihnen stehen bleiben zu dürfen — falsch und nichtig sind. Er soll's nicht wagen!"

In dem Augenblick aber sah sich der nur ein wenig vorgetretene Kammerherr beiseite geschoben, und ein Mann von mittlerer Größe, mit einem schwarzen langen Kaftan angethan, hatte sich zwischen die überraschten Höflinge gedrängt. Ein spöttisches, übermütiges Lächeln spielte um seine Lippen, während die grauen Augen mit einem stechenden Blicke jene streiften. Das energisch erscheinende Gesicht mit der krummen Nase zeigte den ausgeprägtesten jüdischen Typus. „Unverschämter!" brauste der Markgraf auf, „du erfrechst dich?!" — „Wie heißt unverschämt, Durchlaucht?" erwiderte kalt der Eindringling, „bin ich's oder ist's der Herr v. Soden, der mir den Weg zu meinem gnädigen Herrn verlegen will?" — „Durchlaucht!" wandte sich der entrüstete Kammerherr an den Markgrafen. — „Sei ruhig!" beschwichtigte dieser, „du sollst für diese Beleidigung auch Genugthuung haben," und dann trat er dem Manne dicht unter die Augen. Dieser hielt

ruhig den zornigen Blick des Markgrafen aus und sagte, ehe dieser noch zum Wort kommen konnte, geschmeidig, aber mit dem Tone vollkommener Sicherheit: „Darf der Nathan wissen, wer es gewagt hat, ihn bei seinem gnädigen Herrn zu vermassern und anzuschwärzen? Denn daß sie das gethan haben" — und dabei streifte sein Blick wieder feindselig die Umstehenden — „ist mir nur zu gut bekannt. Sollen sie vortreten, meine Ankläger, und mir beweisen schwarz auf weiß, wie ich mich versündigt haben soll gegen die Durchlaucht oder gar gegen das Land!" — „Jawohl," gab der Markgraf zurück, „oder meinst du, ich weiß nichts von den Mauscheleien, die du mit deinen Haus- und Güterkäufen treibst, daß du mit deinem Wucher die Leute von Haus und Hof bringst und dann aus ihrem Rohr dir dein Pfeifchen schneidest?" — „Gott soll mich strafen," erwiderte der Angeklagte mit der harmlosesten Miene von der Welt, „wenn ich hab' genommen von irgend einem Menschen mehr als recht ist Prozent und hab' gekauft ein ander Gut, als sie mir haben angeboten freiwillig?" — „So ist's vielleicht nicht wahr," herrschte der Fürst weiter, „daß du dir vom Kastner in Uffenheim hast 1000 Gul-

den zahlen lassen, damit du ihm seine Stelle bei mir herausschlagen solltest?“ Der Resident blieb unerschütterlich. „Soll sein der arme Isaak so mächtig, daß er macht Kastner und Amtleut?“ sprach er fast spöttisch. — „Und auch das leugnest du,“ schrie nun der Markgraf, ganz außer sich vor Zorn, „daß du dich berühmst, dir käme es nur darauf an, meine Kavaliere zu Freunden zu haben, und daß du die elendesten Mittel gebrauchst, sie dir geneigt zu machen, damit sie dann, wie du dir einbildest, nur dir zu Gunsten reden sollen? Warum hättest du sonst neulich an den Reitzenstein auf einen Sitz 1800 Gulden absichtlich verspielt?“ — „Was kann ich dafür, wenn der Herr Oberststallmeister hat Glück gehabt im Spiel?“ erwiderte der andere, „ist dem armen Isaak hart genug gefallen, zu zahlen so viel Geld —“

Der Markgraf lachte höhnisch: „Sollen schon noch Füße bekommen, deine Dukaten. Ich sage dir, Jude, wirst du nur eines Teils dessen überwiesen, was gegen dich bei mir vorgebracht ist, so wird dir von deinem zusammengewucherten Mammon verteufelt wenig mehr übrig bleiben. Aber du sollst nicht sagen,“ fuhr er, wieder ruhiger geworden, fort, „der wilde Markgraf hat wieder einmal im

blinden Zorn gehandelt und ohne Untersuchung dich, wie du's verdienst, hängen lassen. Du sollst dich verantworten können, ich will ehrlich und ordentlich Gericht über dich halten." — „Und werden meine Ankläger gestellt mir gegenüber?" fragte Isaak — „auch der Abraham Wolf?" — „Warum dieser?" forschte der Markgraf. — „Als ob ich nicht wissen sollt', daß von dem ausgeht die ganze Malasse? daß der Landschreiber ist der Ahitophel, der meinem gnädigen Herrn einflüstert den bösen Rat." „Gott verdamm' ihn!" murmelte er zwischen den Zähnen. — „Er soll dir Rede stehen!" entschied der Fürst und gab mit einer leichten Neigung des Kopfes den Anwesenden das Zeichen, daß die Audienz beendet und sie entlassen seien. Auch der Resident zog sich nun mit einem tiefen Bückling, aber ohne vom Markgrafen noch eines Blickes gewürdigt worden zu sein, zurück. Allein der sichere Schritt, mit dem er die Treppe des Schlosses hinabstieg, und die stolze Haltung, in der er dann auf der Straße seinem Hause zuging, ließen nicht darauf schließen, daß eine schwere Anklage über seinem Haupte schwebte, sondern schienen eher einen Mann erkennen zu lassen, der seiner Sache mehr als gewiß war.

IV.

Die letzten Strahlen der Sonne fielen in das reich ausgestattete Gemach eines Hauses in der Pfaffengasse. Selbst im markgräflichen Schloß war vielleicht kein Zimmer, das sich mit der Einrichtung dieses messen konnte. Ein in den schönsten Formen der Renaissance geschnitztes Getäfel umlief die Wände, von dem Holzplafond der Decke hing ein kostbarer Krystallüstre herab, schwere Teppiche bedeckten den Fußboden, während die Möbel, eigentlich dem edlen Muster der Bewandung widersprechend, den damals auch in reichen Privathäusern gern aufgenommenen, von der nach Versailles schielenden Mode der Fürstenhöfe diktierten Zopfstil zeigten. In schweren goldenen Rahmen hangende Gemälde, von denen einige das Monogramm und den Namen der berühmtesten

Niederländer trugen, einige Werke der Ansbach damals so guten Ruf verschaffenden Hofmaler des Markgrafen, wie Hopfer, Fillisch, Sperling und jenes Passerino, den Thümmel in seinen Reisen scherzend wieder auferweckt, sowie in einem ebenfalls reich ornamentierten Schranke stehende Bücherreihen ließen darauf schließen, daß in diesem Hause auch die geistigen Interessen des Lebens, wenn auch bei seinem Besitzer die materiellen vorwalten mochten, einen Anklang fanden. Gewiß wenigstens bei dem jungen Mädchen, das, in den Dämmerschein des verlöschenden Tages hinausträumend, am offenen Fenster saß: eine junonische Gestalt, mit feingeschnittenem, fast antikem Profil und rabenschwarzem Haar, das, rückwärts in einen großen Knoten geschürzt, die blendende Weiße der hohen Stirne, das zarte Inkarnat der Wangen hob. Auf ihren schöngeformten, festgeschlossenen Lippen lag ein Zug entschiedener Selbständigkeit und kühner Entschlossenheit; aber die großen schwarzen Augen, schnellbewegt und mit Blitzen spielend, trugen mehr den Ausdruck schelmischer Heiterkeit als unheimlicher Leidenschaft und versöhnten so mit dem fast etwas herrisch erscheinenden Schmollen des Mundes. Ihre Gesichts-

farbe hatte etwas Durchsichtiges, wenn das Wort richtig gewählt ist, Ätherklares.

Es war Esther, die Tochter des Residenten. Wer sie neben diesem sah, dem wenig Sympathie einflößenden, den jüdischen Typus in unangenehm prononcierter Weise geltend machenden Manne, konnte kaum glauben, daß das Verhältnis der beiden ein so nahes sei. Esther war die Herrin des Hauses; die Mutter hatte schon seit Jahren das Zeitliche gesegnet, und so führte jene für den Vater und den einzigen Bruder, der aber in Bälde das Haus des ersteren verlassen und sich durch Verheiratung mit einer reichen Erbin ein eigenes gründen sollte, Haushalt und Hausregiment. Kein Haus der Stadt war aber auch ein vornehmeres, besuchteres, trotzdem es kein christliches war, denn kein Einfluß war dem des Residenten gewachsen.

Vor Jahren war ein Jude von Weißenbronn nach Ansbach gezogen, nicht ganz mittellos, aber immerhin nur mit einem kleinen Vermögen. Allein Isaak Nathan hatte Glück, einen gewandten Kopf, Unternehmungsgeist, Spekulationstalent, und so war sein Geld und Gut rasch gewachsen, und jenes hatte sich so vermehrt, daß man den Mann schon nach

Hunderttausenden schätzte. An einem bayerischen Anlehen sollte er allein 100000 Gulden gewonnen haben, wozu er aus der Ansbacher Landschaftskasse 35000 Gulden zu 6 Prozent erhalten hatte, gegen die er wertvolle Juwelen zum Pfande gegeben, die zur Hälfte ihm, zur Hälfte einem jüdischen Haus Ischerlein in Amsterdam gehörten. Aber nicht allein seine Reichtümer machten Nathan angesehen und einflußreich, sein kluger Rat und seine Brauchbarkeit in allen Geschäften hatten ihm die Gunst des Markgrafen in hohem Grade eingetragen, und mit schlauer Berechnung verstand er es, sich in dieser immer fester zu setzen. Der Fürst überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen und Ehrengeschenken, und nicht das geringste war es, daß er ihm den Titel eines „markgräflichen Residenten" verlieh. Fast selbstverständlich kam es, daß Nathan bald ein Heer von Neidern gegen sich erstehen sah, daß er Feinde und Gegner bekam, die alles aufboten, seine Stellung beim Markgrafen zu erschüttern. Aber auf der andern Seite hatte er auch seine Gönner und Freunde, die nichts auf ihn kommen ließen, zu ihm hielten, weil er es wieder war, der ihnen am Hofe nützen und von Vorteil sein konnte. Welche Mittel der

Resident nun gebrauchte, um diese an sich zu ketten, ob es wahr war, was man ihm nachsagte, daß er einmal einem Kavalier ein Pferd zu einem übermäßig hohen Preise abgekauft, einem andern dagegen wieder Uhr und Pferd um ein Spottgeld verkauft habe, daß er, wie der Markgraf ihm vorgeworfen, spiele, nur um zu verlieren, darüber kam man nie recht ins reine. Aber daß er Strafnachlässe auswirke, Amts- und Dienstesstellen verhandle, ja daß er sich berühme, niemand gelte mehr beim Markgrafen als er, auf ihn allein käme alles, ja mehr als auf den Herrn selbst an — das ging allmählich doch als gemeine Rede durch Stadt und Land. Und niemand war geschaffener und beflissener, solche zu verbreiten und zuletzt daraus eine förmliche Anklage gegen ihn zusammenzuschmieden, als der Landschreiber Abraham Wolf in Gunzenhausen, selbst ein Jude, aber seit langer Zeit schon ein erbitterter Feind des Residenten. Und in der That schien es diesem gelungen zu sein, die Stellung Nathans erschüttert zu haben. Denn wir wissen, wie bei dem Markgrafen gewissermaßen alles Anklagematerial angesammelt lag, und wenn jenen sein bisher ihm so ununterbrochen günstig gewesenes Glück nicht

weiter beschützte, so mußte Wolf fast sein Spiel gewonnen haben.

Aber dies war doch nicht der Fall.

„Steh auf, Esther!“ rief der Resident, rasch ins Zimmer tretend, seiner Tochter zu, „leg an dein schönstes Feierkleid und die güldne Spange um die Stirn’! Richt ein Festmahl zu und lad ein viele Gäste, daß sie hören sollen, wie’s den Feinden des Nathan ergeht, und sich mit ihm freuen, daß er hat gesiegt über sie.“ — „Was ist’s, Vater?“ fragte Esther, sich von ihrem Sitz erhebend, erstaunt. — „Daß wir halten ein Freudenfest, wie unsre Väter gehalten haben Purim, als die Königin, die geheißen hat wie du, ihr Volk errettet aus großer Not und sie gehenkt haben den bösen Haman an den Baum, den er gemacht hatte für den Madochai.“ — „Ich verstehe dich nicht, Vater,“ forschte das Mädchen in steigender Überraschung. — „Haben Gericht gehalten drüben im Schloß,“ erzählte Nathan, „saß der Herr Markgraf selbst obenan und hat aufschreiben müssen der Sekretarius alles, was der Wolf hat vorgebracht gegen mich, und wie sie ihn gefragt haben in die Kreuz und Quer, hat er sich verwickelt in grausame Widersprüch und nichts

beweisen können von all seinem Gerede, so daß sie ihn geheißen haben einen Lügner und Verleumder und er gelegt worden ist in Ketten und Banden. Und der Nathan ist wieder der Mann wie zuvor" — und es blitzte in dem grauen, harten Auge auf — „sie sollen sich hüten, noch einmal den kleinen Finger zu heben gegen ihn!" — „Gelobt sei Gott!" rief Esther tiefaufatmend aus, „glaub, ich hab' gesorgt und gebangt in diesen Tagen, Vater. Aber bist du nicht zu sicher? Hast du in der Wirklichkeit alles überwunden? Der Neid, die Mißgunst schleichen im Finstern. Können dir nicht andere Feinde wieder erstehen? Ach, mir ist oft so schwer ums Herz und mein' ich, es müßt' ein recht großes Unglück über uns kommen. Uns geht's zu gut, Vater, wir sind zu schnell so groß und angesehen geworden, zu rasch so hoch gestiegen. Und einem Juden gönnt man, wenn er ihn auch noch so ehrlich gewonnen, nicht seinen Reichtum. Die Wolke ist vorübergegangen, aber wie bald wird das bißchen Sonnenschein, das jetzt wieder leuchtet, von einer andern wieder verdunkelt werden!"

Der Resident blickte seine Tochter verstimmt an; er hörte es nicht gern, wenn sie so sprach. Und

doch that sie dies öfter. Es lag wirklich oft wie eine schwere Last auf ihr. Hatte der Vater ein Geheimnis vor ihr? Sie hatte doch so manches Gerücht, manch dunkle Rede über sein Thun und Treiben zu sich dringen hören, sie war eine rechtliche, edelsinnige Seele, sie fürchtete für seine Ehre, die Unbescholtenheit seines Namens. Darum hatte sie mit Hangen und Bangen dem Ausgange des Prozesses, wie sie es nennen mußte, entgegengesehen. Wirklich schlechtes, betrügerisches und unehrliches Handeln traute Esther ihrem Vater nicht zu, aber wenn es dem Neid, der Verleumdung gelang, ihn aus der Gunst des Markgrafen zu verdrängen, ihn zu stürzen — der Fürst war so leicht wechselnden Einflüssen zugänglich —, sie hätte es nicht ertragen können. Auch das nicht, auf einmal dieses Leben mit seinem Glanz und seinem äußeren Schein, wie es sie umgab, an das sie einmal gewohnt war, aufgeben zu sollen. Sie war nicht stolz, nicht eitel, nicht gefallsüchtig, allein sie war nun seit langem schon in diesen Überfluß, in dieses Behagen des Daseins eingelebt, sie konnte sich nicht denken, daß es einmal anders werden könnte. Und doch fühlte sie es manchmal, als ob sie samt dem Vater auf

einem unter ihren Füßen schwankenden Boden sich bewege, und oft, wenn sie nach langer Qual einen erquickenden Schlaf gefunden zu haben meinte, träumte sie, jener habe sich plötzlich geöffnet und sie mit allem, was ihr lieb und teuer war, rettungslos in den Abgrund gezogen. Dann war ihr schon der Gedanke gekommen, ob es nicht besser sei, der Vater zöge fort von hier, in ein fernes Land, wo auch ihre Glaubensgenossen ein geschützteres Leben führten und nicht so, wie zu jener Zeit meist in Deutschland, dem Haß, der leidenschaftlichen Mißgunst, jeder Verfolgung ausgesetzt wären; vielleicht nach Holland, wo Verwandte ihrer verstorbenen Mutter lebten. Und jetzt auch sprach sie diesen Gedanken wieder gegen den Vater aus. „Daß es aussieht wie Furcht?“ wehrte Nathan ab, „daß es heißt, es muß doch nicht so richtig gestanden haben mit dem Residenten, daß er auf und davon geht?“ Esther richtete ihre großen Augensterne bittend auf ihn. „Jetzt wenigstens noch nicht,“ lenkte der Vater ein, „noch nicht in diesem, auch noch nicht im nächsten Jahr. Erst muß der David haben festen Fuß, daß er steht, wo ich stehe. Ist er so weit, so“ — er traute sich fast nicht vor seiner Tochter das stolze

Wort auszusprechen, denn ihr, das wußte er, war alles zuwider, was irgendwie als Prahlerei erscheinen mochte — „so hoch droben wie sein Vater, dann will ich gehen deinetwegen, wohin du willst. War jemand bei dir?“ brach er rasch das Gespräch, das ihm, wie jedes mit seiner Tochter, wenn es diese Richtung nahm, unangenehm war, ab, „nicht der Ischerlein?“ — „Ist der hier in Ansbach?“ fragte Esther erstaunt. — „Gestern ist er gekommen von Amsterdam; er will holen die Juwelen, die er mit mir gegeben hat der Landschaft in Versatz. Soll sie wieder haben, ihre 35000 Gulden, sollen nicht sagen, der Nathan könne nicht zahlen, was er geborgt, zu jeder Stund!“ — „Es kommt jemand,“ unterbrach ihn Esther und horchte nach der Thüre. Diese ging nach einem leisen Klopfen auf, und herein trat ein kleiner Mann, ähnlich wie Nathan gekleidet, auch in einem langen, schwarzen Rock, auf den ziemlich bis zur Hälfte ein langer dunkler Bart herabfiel. Das Gesicht war fast südlich gebräunt, wie auch der Gruß, mit dem er nun den Residenten und dessen Tochter anredete, in einem fremdartigen Dialekt erklang. Es war der, von dem die beiden eben geredet hatten, der Amsterdamer Jude Räb

Ischerlein. War die Physiognomie Nathans, konnte man sagen, diplomatisch geschult, d. h. konnte sie, wenn er es für nötig hielt, eine wohlberechnete Maske der Empfindungen sein, die sich vielleicht gerade in entgegengesetzter Richtung von ihrem Ausdruck bewegten, so war Ischerlein offenbar nicht so leicht imstande, Herr über seine Individualität zu werden, denn in keiner Miene seines faltigen Gesichtes, in keiner Bewegung konnte er den berechnenden, nur auf Gewinn und Erwerb bedachten Handelsmann verleugnen. Sogar eine stete leise Bewegung der Lippen machte den Eindruck, als ob der Mann in fortwährendem Zählen begriffen sei.

Er war wirklich erst vor kurzem von Amsterdam, wo er längere Zeit gelebt und in seinem Juwelenhandel ein vorteilhaftes Geschäft getrieben hatte, zurückgekehrt und hatte nun vor, sich in der Markgrafschaft, und zwar in Gunzenhausen, niederzulassen. Durch seine langjährige Verbindung mit dem Residenten hoffte er jedenfalls, hier noch bessere Erfolge zu haben und seinen schon jetzt nicht geringen Besitz noch um ein Genügendes vermehren zu können. Schon von Amsterdam aus hatte er Nathan den Vorschlag gemacht, ihre der Landschaftskasse verpfändeten Ju-

welen zurückzunehmen, da mit ihnen wohl ein besseres Geschäft zu machen sei. Worin dieses bestehen solle, hatte er nicht geschrieben, sondern sich darüber weitere Mitteilung vorbehalten. Diese mußte er nun seinem Freunde gegeben und dessen volle Zustimmung erzielt haben, denn als Esther nach einiger Zeit in das Zimmer, welches sie verlassen hatte, um der Anordnung ihres Vaters gemäß, wenn auch nicht für eine größere Anzahl Gäste, so doch für den von Amsterdam das Nachtmahl zu rüsten, zurückkehrte, fand sie die beiden in der heitersten Stimmung, welche nicht nur in dem glücklichen Ausgang der Wolfschen Intrigue, sondern wohl in neuen, gemeinsam entworfenen Plänen und Spekulationen ihren Grund haben mochte. Esther war zu feinfühlend, um an diesem steten Hasten und Jagen nach Gewinn Gefallen zu finden, und wenn ihr der Vater nicht, was er allerdings seinen Kindern gegenüber selten that, von Geschäftlichem sprach, freiwillig fragte sie nicht danach, und so achtete sie auch jetzt nicht auf das ohnehin leise weitergeführte Gespräch jener und hatte still ihren Platz am Fenster wieder eingenommen. Sie hörte nur so viel, daß die beiden ausmachten, schon am andern Morgen ihre Angelegenheit zu ordnen, und

als endlich nach einigen Stunden Ischerlein das Haus verlassen hatte, war sie froh, wieder allein zu sein.

Der Direktor des Landschaftskollegiums, Herr v. Nostiz, hatte selbst mit den beiden Juden die Regelung des wichtigen Geschäftes, um dessentwillen sie sich zeitig am folgenden Morgen bei ihm eingestellt hatten, zuwege gebracht. Die in wohlversiegelten Rollen vom Residenten auf den Tisch gelegten 35 000 Gulden waren richtig und vollwährig befunden worden; auch an den Zinsen fehlte kein Heller und Pfennig, und eben hob der Landschaftsrat Greiner aus einem großen eisernen Kasten einen kleineren heraus, in dem sich die verpfändeten Kleinodien befanden. Allein er gab sie nicht dem schon die Hände danach ausstreckenden Residenten, der ihn verwundert anblickte. „Serenissimus haben befohlen," erklärte Nostiz, „daß auch die Juwelen in allerhöchst Ihrer Gegenwart ausgehändigt werden. Ihr werdet mir ins Schloß folgen." Ischerlein sowohl wie Nathan waren sichtlich betreten, allein sie konnten sich nicht weigern, dem Ansinnen des Landschaftsdirektors nachzukommen. Der Resident mußte wieder ganz sicheren Boden unter seinen Füßen fühlen, denn den Kopf höher als je tragend, mit Herab-

lassung den Gruß der Höflinge im Vorzimmer erwidernd, trat er in den Audienzsaal, während ihm Ischerlein in demütig kriechender Haltung folgte.

Beim Markgrafen, der in der Mitte des Zimmers stand, schien in der That auch jede Mißstimmung gegen Nathan verschwunden zu sein, denn er rief ihm gleich gut gelaunt und gnädig entgegen: „Gut, daß du den Holländer da mitbringst," — Ischerlein brach fast in die Knie zusammen — „da wird sich wohl leichter ein guter Handel abschließen lassen. Wirst nicht zu hoch hinauswollen, Räb?" — „Womit, durchlauchtiger Herr?" stotterte dieser. — „Mit den Dingern da," antwortete der Markgraf und deutete auf das Kästchen, das Greiner auf den Marmortisch neben jenem gestellt hatte, „öffnet!" Nostiz löste das Siegel, welches den Deckel verwahrte, schloß mit dem aus seiner Tasche hervorgeholten Schlüssel diesen auf und überreichte dem Markgrafen die Lade. Dieser griff hinein und hob einen prachtvollen, im hellsten, reinsten Lichte schimmernden Solitär heraus und ließ, ans Fenster tretend, die Strahlen der Mittagssonne in ihm spielen. „Bei Gott! ein prächtig Stück!" sagte er vor sich hin, „werd' Ehre einlegen mit ihm. Nun," wandte

er sich zu den beiden, „was kostet der Plunder?“ Der Resident schaute erstaunt auf: „Was soll's, Durchlaucht? wollen Ew. Gnaden kaufen den Diamanten? sind sie uns feil, Räb?“ fragte er zu diesem hinüber. — „Warum nicht feil, wenn der Herr Markgraf zahlt, was sie wert sind?“ — „Und was sind sie wert?“ nahm dieser wieder das Wort. — „Können wir das sagen, so schnell, so gleich auf der Stell'?“ antwortete jetzt Ischerlein, nun seinerseits ängstlich nach Nathan schielend. — „Jawohl, das wär' euch genehm!“ lachte der Markgraf, „wenn ich euch Zeit ließe, mit einander zu plauschen und zu moscheln, wie ihr mich überteuern und betrügen wollt. Jetzt will ich Antwort haben, klar und deutlich, macht schnell!“ Die beiden Juden waren in sichtlicher Verlegenheit; selbst der Resident schien keine Ahnung zu haben von dem, was der Markgraf mit den Steinen vorhaben möchte. Dieses plötzliche Verlangen und Drängen überraschte ihn, und doch wußte er, daß der Herr nicht mit sich spaßen ließ, daß Ausflüchte hier nichts helfen würden, daß er einen Preis nennen mußte. „50 000 Gulden!“ sagte er nach einer Überlegung. Zornig schaute ihn Ischerlein an. „Gott Abrahams,“ stotterte er — „was sagt der

Nathan? 50000? 60000 sind zu wenig!" — „In den Stock mit euch beiden," herrschte der Markgraf, „wenn ihr meint, solch' unsinnige Forderung mir stellen zu dürfen! Ich weiß, daß das gute, kostbare Steine sind, aber so viel verstehe ich auch, daß ich mich nicht gleich um zweimal zehntausend Gulden von euch Spitzbuben prellen lasse. Unrecht will ich euch nicht thun, ehrlicher Handel soll sein — 40000 bekommt ihr, keinen Heller mehr." Dem Ischerlein stand der helle Angstschweiß auf der Stirn. Der Resident schaute ihn fast verächtlich an; er wußte schon, wenn ein Nachteil bei dem Handel war, wie er ihn wieder einbringen wolle; aber er konnte selbst das Gebot des Markgrafen kein unbilliges nennen, es entsprach in der That dem Wert der Steine, und so ignorierte er vollständig die Partnerschaft seines Genossen und sagte entschlossen: „Ew. Durchlaucht sollen's gesprochen haben, 40000 Gulden!" — „Abgemacht!" entgegnete der Markgraf — „Nostiz! nehmt die Diamanten." Und als ob er vor den Versammelten, seinen Räten und dem Hof, dem Residenten ein feierliches Zeugnis für seine ihm ganz und voll wieder zugekehrte Gunst und Gnade ausstellen wolle, sagte er zu diesem: „Kannst mit dem

Geld, was dir morgen ausbezahlt werden soll, die Hochzeit deines Sohnes ausrichten, zu welcher selbst zu erscheinen ich dir gnädig zusichern will. Und nun sollst du auch wissen, wozu ich die Steine haben will; ich gedenke, dem König von England meinen roten Adler zu schicken; in einem Monat soll ihn ein eigener Ambassadeur hinüberbringen; bis dahin sorgt ihr mir dafür, daß der Stern mit den schönsten von diesen Brillanten besetzt wird. König Georg soll wissen, daß man eines kleinen Landes Herr und doch splendid sein kann."

Der Direktor des Landschaftskollegiums, der Landschaftsrat, der Minister v. Seckendorf, der ganze Hofstaat schaute etwas verwundert, der erstere sogar fast bestürzt drein, als sie die Ankündigung des Markgrafen vernahmen, denn sie mochten wohl denken, daß die 40 000 Gulden, um welche diese Juwelen an einem Orden nach England wandern sollten, in der Landschaftskasse besser aufgehoben seien. Selbst der Resident schien überrascht zu sein. Nur einer hatte nicht so viel Gewalt über sich, jetzt ein zufriedenes Lächeln um seine Lippen, die wieder mit Zahlen zu manövrieren schienen, zu verbergen und zu unterdrücken, das war Räb Ischerlein.

V.

Bernhard hatte keinen Grund mehr zur Klage. So oft er im Fischhaus einkehrte, trat ihm Margaret freundlich und herzlich entgegen, und auch Frau Dietlein schien in letzter Zeit wieder der früheren sich zu erinnern, wo sie die Werbung des jungen Mannes um ihr Kind nicht so schroff abgewiesen hatte, als sie es kürzlich gewillt zu sein schien. Sie dachte wieder daran, daß die Alten im Forsthause für den Bernhard etwas zusammengespart hatten, sie wußte, daß der Oberjägermeister dem jungen Jäger wohl gesinnt war und daß ihm der Posten in Triesdorf in Aussicht stand und es am Ende doch keine so üble Sache für ihre Margaret war, wenn sie den Bernhard freite. Und so plauderten die beiden jungen Leute, wenn sie in der kleinen Stube, zu Zeiten, wo diese

leer von Fremden war, in der Ecke am großen Kachelofen zusammensaßen, oder noch lieber, wenn Margaret draußen unter den grünen Bäumen, auf dem weichen Moose ruhend, das blonde Köpfchen an die Schulter des Geliebten legen konnte, wie zuvor von den künftigen Tagen, der baldigen Hochzeit und dem Försterhause in Triesdorf. Konnte es auch Herbst, ja vielleicht Winter werden, bis es im Ernst dazu kam, daß sie in letzteres einziehen konnten, die Zeit verging ihnen schnell, und sie hatten es kaum bemerkt, daß die Tage wirklich schon kürzer geworden waren und das Laub im Walde sich färbte und sie nicht mehr so lange in diesem bleiben konnten, wie in der entschwindenden Sommerszeit. Aber dieser Wald selbst kleidete sich nun in sein fast schönstes Gewand; denn ist auch der grüne Blätterschmuck, den er in den heißen Sommertagen sich selbst zur Zierde, den Menschen zur Kühle trägt, ein prächtiger Anblick, so ist er vielleicht noch herrlicher, wenn die eine Farbe den vielen des Herbstes, dem Gelb und Braun und Rot, weicht und die Sonne sich diese zu den reichsten und leuchtendsten Reflexen wählt. Und das ist auch die Hoch-Zeit für den Wald, die der Weidmann ersehnt und als seine Jahresfestzeit begrüßt.

Sie wurde auch diesmal vom fürstlichen Gebieter des Markgrafentums, dem fanatischen Liebhaber des Waldes und Wildes, und seinem Weidmannsgefolge hoch willkommen geheißen. Die großen Jagden begannen. Der Hof weilte zu dieser Zeit meist in Triesdorf, dem vier Stunden von Ansbach entfernten Lustschloß. Schon die Markgrafen des vorigen Jahrhunderts hatten viel Liebe und noch mehr Geld auf dessen Herstellung, Erweiterung und Verschönerung verwendet. Der Plan des Schlosses war vom Erbauer der prächtigen Residenzen in Würzburg und Pommersfelden, Leonhard Diezenhofer, gefertigt worden. Prächtige Lindenalleen führten zum Schlosse. Aber nicht die Natur allein in ihrer Unmittelbarkeit genügte; der Richtung der Zeit folgend, mußte sie verkünstelt werden. Der französische Geschmack, der sich am Ansbacher Hofe allmählich festgesetzt hatte, zeigte sich in den Gartenanlagen, Wasserwerken, Fontänen, Kaskaden, die bei der Lage des Ortes herzustellen es oft nicht geringe Schwierigkeit hatte und in welchen, wie damals üblich, der ganze Olymp in das fürstliche Leben herniedergezogen war. Neptun verspritzte aus seinem Dreizack drei mehr oder minder starke Wasserfäden, Cupido entsandte sie aus seinen

Pfeilen, Herkules trieb mit seiner Keule aus der Hydra statt des Blutes Wasser, wie sich auf gleiche Weise Apollo an dem unter seinen Füßen sich krümmenden Python versuchte; Nereiden und Tritonen waren die Lieblinge der lustwandelnden Höflinge. Wie weit diese Liebhabereien gingen, wie künstlich diese Vorrichtungen ausgesucht waren, wie genau die Verteilung der Wasserkraft bemessen sein mußte, geht teils aus pomphaften Beschreibungen, teils aus dürftigen Überresten hervor.

Eine große Rolle spielten zu damaliger Zeit die Lusthäuser, welche in keinem fürstlichen Parke jener Zeit fehlen durften. Ihre luftigen Zimmer waren für den Sommer bestimmt und mit wohlriechenden Gewächsen und vielfarbigen, gegen den frostigen Nordwind geschützten Blumen ausgestattet. Eine in der Höhe errichtete Altane gewährte einen freien Überblick über den Garten und die umliegende Landschaft. Der Hauptaufenthaltsort, der Saal, war zu ebener Erde gegen Abend oder Mitternacht angelegt, damit die Hitze weniger lästig falle, und mit kleinen Grotten, springendem Wasser zu noch größerer Kühlung versehen. Denksprüche, am Eingange des Hauses angebracht, bereiteten den Eintretenden auf das vor,

was er zu erwarten hatte, und schienen um so wirksamer, als sie kurz und bündig verfaßt waren. An die Lusthäuser schlossen sich wieder Galerien an, offene Gänge, die nach allen Seiten hin freie Aussicht gestatteten und die mit Malereien und Skulpturen geschmückt waren. Großer Beliebtheit erfreuten sich im Park von Triesdorf auch die beiden großen, mit Mühe und Aufwand aufgeführten Vogelhäuser. Dazu hatte man eine Stelle im Garten gewählt, an welcher hohe und dicht aneinander stehende Bäume Gruppen bildeten; über diese war ein Dach von Zimmerwerk gezogen, das die Bäume nicht drückte, sondern ihrer Entfaltung freien Spielraum verstattete. Die Ausladungen dieses Baues, sowie die Öffnungen zwischen dem Gemäuer wurden mit einem Drahtflechtwerk verschlossen, ohne jedoch das Eindringen der Sonne, der Luft und des Lichtes zu hindern. Ebenso war für lebendiges Wasser gesorgt, um die Luft möglichst rein zu erhalten und überhaupt durch Frische den hier Eingekerkerten die Gefangenschaft einigermaßen zu erleichtern. Für Rebhühner oder die mit besonderer Vorliebe gehegten Fasanen war an der Seite dichtes Gesträuch angebracht, in dem sich diese Tiere wohl verbergen konnten. Auf nicht kleinen Teichen und

Seen, die mit der Zeit noch weiter ausgegraben und vergrößert wurden, schwammen Schwäne und reich ausgestattete Gondeln. In den Warmhäusern blühten Pisange und Kaffeebäume. Der Kunst diente das Komödienhaus, und wiederum der Jagd, in der doch fast Markgraf Karls ganzes Leben aufging, der nicht weniger als 2¼ Stunden im Umkreis haltende Tiergarten, in den fünf Hauptthore und verschiedene Nebenpforten führten.

Es war ein prächtig klarer Morgen, der Himmel leuchtete in jener ungetrübten Bläue, die auch ein Vorzug des Herbstes ist. Im Schloßhof scharrten die Pferde, ungeduldig der Reiter harrend; noch weniger aber schien sich die Meute gedulden zu können, welche bellend und kläffend die Stimmen der Pikeure übertönte, die sich alle Mühe geben mußten, die wilden Rüden an der stramm gezogenen Leine zu halten. Jetzt erschollen laut und schmetternd die Fanfaren, welche das Zeichen zum Beginn des Ausritts gaben. Auf der Rampe des Schlosses erschienen die Herren des fürstlichen Gefolges, voran der Oberjägermeister v. Pöllnitz, er allein im grünen Jagdkleid mit den goldenen Tressen, während die andern den roten Rock trugen, der sich damals schon von

England her einzubürgern anfing. Allein noch stiegen sie nicht in den Hof herab; sie warteten des Markgrafen. Da trat dieser aus der Thüre, heute sichtlich gut gelaunt, denn freundlich bot er seinen Gruß nach allen Seiten, den die Höflinge mit tiefer Verbeugung erwiderten. Ein Page führte ihm sein Leibpferd vor, rasch schwang er sich in den Sattel, und ihm nach thaten dasselbe seine Begleiter, wieder voran Pöllnitz, dann der Reisestallmeister Reizenstein, sich, wie gewöhnlich, unmittelbar an der Seite seines Herrn haltend; lauter und jauchzender tönten wieder die Hörner, und wie die Windsbraut stob der Zug die Lindenallee hinab. Der Markgraf hatte den Oberjägermeister näher an sich herangewinkt. „Wo ist der Bernhard?“ fragte er ihn, langsamer reitend, „der heute den Probeschuß thun soll.“ — — „Er wartet am Fasanenhaus in Hennenbach,“ antwortete Pöllnitz, „auf die Befehle Ew. Durchlaucht.“ — „Und glaubst du wirklich, daß der Bursche für die Stelle tauglich ist, die wir ihm gnädigst zugedacht haben?“ fuhr der Markgraf fort. — „Vollkommen, Durchlaucht!“ erwiderte wieder der Gefragte. — „So soll er sie haben. Wird aber dann auch heiraten wollen,“ lachte der Fürst, „meine

Jägersleute lieben nicht allein im Walde zu hausen. Mein Herr Oberjägermeister kennt sich ja aus in den Waldhütten — wo ist denn das Försters- oder Wildhüterstöchterlein, das sich sein Schützling schon ausersehen hat?" — „Nicht auf eine seinesgleichen hat der Bernhard sein Auge geworfen, soviel ich weiß," berichtete Pöllnitz, sichtlich geschmeichelt dadurch, daß ihm sein gnädiger Herr so gute Personalkenntnis zutraute; „die hübsche Wirtstochter vom Fischhaus soll seine Braut sein."

Ob ihm der Markgraf auf seine dienstfertige Auskunft eine Antwort gegeben, konnte der Oberjägermeister nicht vernehmen, denn jener hatte sein Pferd wieder stärker angetrieben, und die Herren hatten Mühe, dem schnellen Reiter zu folgen. Sie mußten bis Ansbach und durch dieses den Weg nehmen, um den Ausgangspunkt der heutigen Jagd, das von Pöllnitz vorhin genannte Hennenbach, zu erreichen. Auch bei diesem, von herrlichen Waldungen im Halbkreis umgebenen Dorfe war ein großer Tiergarten angelegt. Aus demselben sollte der Hirsch ausbrechen, den zu verfolgen und zu erlegen die Aufgabe des Tages war. Vorher aber hatte Bernhard seinen Probeschuß zu thun. Er stand etwas abseits

von dem Volke, das, in dichten Haufen aus der Stadt und den benachbarten Dörfern zusammengeströmt, sich an allen zum Tiergarten führenden Wegen aufgestellt hatte, um möglichst viel oder auch nichts am Ende von der Jagd zu sehen, neben seinem Vater und einigen anderen Fest- und Jägersleuten von Hennenbach und der umliegenden Gegend. Er hatte ein ganz neues, ihn schmuck kleidendes Gewand zu Ehren des Tages angelegt; keck und zuversichtlich blitzten seine Augen, stramm hielt er die Büchse in der Hand, ein fröhliches Lächeln spielte um seinen Mund. — „Halt dich ja fest!“ mahnte der Vater, „nimm Kopf und Aug' zusammen, bin nur begierig, was der Markgraf dir für eine Probe aufgiebt.“ — „Kann sein, welche es mag, ich werde sie lösen,“ antwortete Bernhard ruhig, und die Freunde und Gesellen des Vaters nickten ihm Beifall.

Da ward's in der lebendigen Hecke, die sich ihm zunächst an der Planke des Tiergartens aufgepflanzt hatte, beweglich. Eine stattliche Frau mit einem hübschen, jungen Mädchen suchte sich durch sie durchzudrängen und in ihr einen guten Platz zu bekommen. Bernhard schaute sich um, und ein rasches, freudiges Grüßen flog, von ihm schnell bemerkt und ebenso

freudig erwidert, zu ihm hinüber. Es war Margaret mit ihrer Mutter, die vom Fischhaus hereingekommen war, denn sie hatte doch vor allen das Recht, ja die Pflicht, dabei zu sein, wenn ihr Bernhard sich vor dem Markgrafen und seinen Herren auszeichnen würde, wie sie das von ihm gewiß war. Und auch diesem schien die Nähe seines Mädchens die Zuversicht noch zu erhöhen, denn mit fester Hand faßte er seine Büchse und ließ das klare Auge in die Luft hinaufschweifen, als ob er hoch oben ein Ziel sähe, das ihm nicht fehlen könne. Auch Margaret trug ihren besten Feiertagsstaat, um den schlanken Hals schlang sich ein silbernes Kettlein, und auf dem blonden, dichten Haar saß jene Haube mit dem Perlenbödchen und den langen breiten Bändern. Es war nicht nur Bernhard, sondern auch vielen anderen gewiß, daß sie weitaus das schönste unter all den Landmädchen war, die sich da durcheinander drängten und stießen und mit den Burschen in ihrer Nähe kicherten, ja wohl auch unter den Stadtdamen, deren etliche in weiterer Entfernung in vornehmen Kutschen auf der Landstraße hielten.

Da wirbelte es auf einmal wie in einem Ameisenhaufen in der dichtgescharten Menge durcheinander.

Alles reckte die Hälse und Köpfe in die Höhe, um in der Richtung nach der Stadt hinzusehen, obwohl man noch nichts gewahren konnte als eine ungeheure Staubwolke, die sich von dorther bewegte. Allein das war genügend, denn man wußte, aus ihr mußte nun gleich der Jagdzug des Markgrafen hervorkommen. Und in der That, es dauerte nicht lange, so teilte sich die Wolke, und die Spitze des erwarteten Zuges, die Pikeure mit den großen gewundenen Waldhörnern erschienen, und die lauten, langgezogenen Rufe der letzteren tönten schon zu den Harrenden herüber. Dazu vernahm man das Geheul der Meute, und jetzt sah man auch den Rappen des Markgrafen und den ritterlichen Herrn selbst, der schnell und schneller näher kam, um dann vor dem Thore, an dem Bernhard stand, zu halten und einen heitern Blick über die Menge schweifen zu lassen, denn es freute ihn, wenn seine Ansbacher und die Leute der Umgegend bei solchen Gelegenheiten herbeikamen und dadurch sichtbar bezeugten, daß sie doch keine zu große Furcht, wie man immer sagte, vor dem wilden Markgrafen hatten. Der Oberjägermeister ritt an ihn heran. „Durchlaucht,“ meldete er respektvoll, „hier ist der Bernhard, er wartet auf

Ew. Durchlaucht Befehl.“ Bernhard trat vor, ehrerbietig und doch mit einem gewissen Selbstbewußtsein verbeugte er sich tief vor dem Fürsten. Diesem schien das Wesen des jungen Mannes zu gefallen. Fest und durchdringend schaute er ihm ins Auge; das aber zuckte nicht. — „Du scheinst Mut zu haben, Bursche,“ sprach der Markgraf gnädig, „zeig nun auch, daß dein Aug, das so ruhig meinen Blick aushält, auch seine Jägerschuldigkeit thun kann. Herauf mit dem Gewehr! siehst du den schwarzen Punkt dort oben? was ist's?“ — „Dürft wohl ein Reiher sein“ —, meinte Bernhard, ruhig seinen Blick dem des Markgrafen folgen lassend, dessen Schärfe längst den hoch in den Lüften kreisenden Vogel entdeckt hatte, der vielleicht vielen unbemerkt geblieben war. Jetzt senkte sich dieser tiefer. Bernhard hatte angeschlagen, der Schuß krachte, eine dunkle Masse sank aus der Höhe nieder. — „Brav!“ rief der Markgraf, „bist ein wackerer Schütze. Was ist das?“ unterbrach er sich rasch.

Ein Aufschrei war aus der Mitte des Volkes zu ihm gedrungen. Der riesige Vogel war dicht zu den Füßen eines jungen Mädchens, mit seinen noch um sich schlagenden Flügeln es streifend, nieder-

gefallen. Aber nicht aus Schreck sowohl, als vielmehr vor Freude hatte dieses den Schrei gethan, daß der Schuß so wohl gelungen war. Und auch der glückliche Schütze hatte das aus dem ihm wohlbekannten Ton herausgehört, denn er wußte, auch ohne daß er sich umsah, daß Margaret es war, von der er gekommen. Aber der Markgraf sah hinüber. „Wer ist das Mädchen, kennst du sie, Pöllnitz?“ fragte er rasch und schier dringlich. — „Dieselbe, von der ich heute früh Ew. Durchlaucht gesagt,“ erwiderte der Gefragte rasch, „die Wirtstochter vom Fischhaus, die Braut, wie man sagt, des Bernhard.“ Der Markgraf antwortete nichts; allein noch einmal flog sein Blick, ein eigentümlicher, zu Margaret hinüber. Diese hatte ihn nicht bemerkt, vielleicht auch die Höflinge nicht. Der Oberjägermeister betrachtete den Raubvogel, um seine Größe zu taxieren; die anderen Herren rückten in ihren Sätteln zurecht, indem ja die Hetze jetzt angehen sollte, und der Fürst hatte sich wieder zu Bernhard gewendet. „Du hast die Probe bestanden,“ sagte er wohlwollend, „schießen und treffen kannst du, wie sich's gebührt; nun zeig auch, ob du mit reiten kannst, wenn es gilt, den Hirsch zu jagen, und dann wollen wir weiter sehen.“

— Zugleich winkte er dem ihm zunächst haltenden Jäger. Dieser wies Bernhard auf ein lediges Pferd, das er an der Halfte führte. Jener verstand den Wink, und mit Leichtigkeit war er schon im Sattel, seinen Platz an der Seite des Jägers nehmend, fest und sicher den Zügel fassend und jetzt noch einmal nach Margaret sich zurückwendend. Mit unverkennbarem Stolze ruhte deren Auge auf dem schmucken Geliebten, in diesem Augenblick sah sie nur ihn und klopfenden Herzens schaute sie ihm nach, als er mit den andern unter dem Zurufen des Volkes zur Jagd fortstürmte. Denn, ohne daß man es fast gewahr geworden, hatte man ein Pförtlein des Wildgeheges geöffnet, und in mächtigen Sätzen war ein starker Vierzehnender hervorgestürzt und hatte die Flucht vor seinen Verfolgern ergriffen, die jetzt unter dem Schmettern der Fanfaren, dem Geheule der Meute, dem Wiehern der rasch ausgreifenden Pferde über Stock und Stein, durch dick und dünn, dem edlen Tiere nachsetzten.

Alsbald war der ganze Troß den Augen der Zuschauer entschwunden. Der Menschenknäuel löste sich auf, teils heimzugehen, teils auf näheren Wegen der Gegend sich zuzuwenden, wo nach ihrer Meinung

die Jagd ein Ende nehmen und der Hirsch gestellt werden könnte. Zu den ersteren gehörten Margaret und ihre Mutter. Still schritten die beiden nebeneinander zu ihrem Hause zurück. Margaret hatte zu viel zu denken, als daß sie viel gesprochen hätte. Der Bernhard hatte gar zu hübsch ausgesehen; wie männlich er doch vor dem Markgrafen gestanden war! Sie schien ganz vergessen zu haben, daß sie einst diesen selbst so stattlich gefunden hatte; nichts schien für sie mehr auf der Welt zu sein, als der Bernhard. Wenn es nur schon Abend wäre und er bei ihr! wie wollte sie ihn beglückwünschen, ihm die schönsten Worte sagen, ihm die süßesten Küsse geben — und dann, wenn er nur bald käme, sie einzuführen in das neue Haus. Wann kann's sein? in vier, sechs Wochen? sie zählte wie an den Fingern ab — „Was hast du?“ fragte die Mutter; „bist ja so schweigsam.“ — „Ich denke, wann wir Hochzeit halten können,“ erwiderte Margaret. — „Eilt mir nicht zu arg,“ antwortete Frau Dietlein. Margaret schwieg wieder und bis sie heimkamen. Sie dachte eben doch an die Hochzeit.

Spät am Abend war die Jagd zu Ende gegangen und der Markgraf mit seinem Gefolge nach Triesdorf zurückgekehrt. Im Schloßhof zogen die Jäger

und Pikeure mit Fackeln einen Kreis um die Jagdbeute, den stattlichen Hirsch, den der Markgraf mit eigener Hand abgefangen hatte; das Halali der Jagdhörner ertönte, unter welchem der Fürst in das Innere des Schlosses trat. Alsbald aber erschien er wieder mit seinem Hofstaat, um, wie es wenigstens einmal in der Woche nach einer großen Jagd Sitte war, mit anzusehen, wie den Hunden das „Jägerrecht“ gegeben ward. Noch brannten die Fackeln. Zwei Jäger brachten in der Haut eines tags vorher geschossenen Zehnenders in kleine Stücke geschnittene Teile desselben, denen in Blut getauchte Brotschnitten beigemischt waren. Das war das sogenannte kalte Jägerrecht, das den Hunden gebührte. Kaum konnten diese, vor Gier zitternd, von der Peitsche der Pikeure zurückgehalten werden; da schmetterten die Fanfaren wieder, und mit diesem Zeichen ließen nun jene die Meute los, die sich mit wildem Geheule, untereinander sich drängend und beißend, auf ihre Beute losstürzte und in wenig Minuten sie vertilgt hatte. Die Fackeln erloschen, und nachdem die Hunde, in den Augen des Markgrafen fast ein wichtigerer Bestandteil seines Jagdwesens als die Menschen, mit ihrem Jägerrecht versorgt waren,

durften auch die letzteren an ihre Ruhe und Erquickung denken, die ihnen aber an solchen Tagen auch mit anerkennenswerter Freigebigkeit gegönnt wurde. In dem Kreise der zechenden Jäger, seiner nunmehrigen anerkannten Berufsgenossen, saß auch Bernhard, dem auch jetzt noch von seinen neuen Kameraden vielfaches Lob für seinen Schuß und sein tüchtiges Reiten, welches ebenso auch den Beifall des Herrn gehabt hatte, gespendet ward, obwohl es bei einigen nicht aus so ganz gutem Herzen kam, denn Neid und Mißgunst sahen in dem vermeintlichen neuen Günstling des Markgrafen schon einen unliebsamen Nebenbuhler und Rivalen. Bernhards ehrliches Gemüt aber ahnte so etwas nicht oder hätte sich nicht viel darum gekümmert; er war froh ob des günstigen Ausgangs der Jagd; was konnte ihm noch fehlen? Die Stelle war ihm sicher versprochen worden. Allein zur Margaret hätte er gehen sollen an dem Abend, ihr danken, daß sie mit draußen gewesen, sich, wie er sichtlich bemerkt, gefreut an seinem Glück. Allein die neuen Genossen hatten ihn mit nach Triesdorf genommen und hielten ihn fest; noch ein Glas und Brüderschaft mußte getrunken werden, und so wollte er gleich in aller Frühe aufbrechen

und an ihr Fenster klopfen, ehe sie vielleicht aus dem Schlafe erwachte, und sie um Verzeihung bitten, daß er am Abend nicht mehr gekommen. Und daß sie ihm jene gewähren würde, das hatte er heute aus ihrem Auge gelesen, das ja nur nach ihm gesehen und an ihm gehangen hatte.

Während in der „Marketenderei“ so das niedere Jagdgefolge sich gütlich that, saß der fürstliche Jagdherr mit dem höheren bei der reich besetzten Abendtafel im Speisesaal des Schlosses. Glänzend war dieser beleuchtet; ein schimmernder Lüster von Kristall, reich mit Wachskerzen besetzt, hing in der Mitte des Plafonds herab, als Füllhorn gestaltet, das sich nach unten auslud, und von einem Genius gehalten, der aus den Stuckverzierungen wie aus einem Gewölbe herunter langte. In den weißen, mit Vergoldung eingefaßten Holzleisten, durch welche die Wand in Felder abgeteilt erschien, waren ähnliche kleinere Kandelaber eingeschraubt und beleuchteten vollständig die in diesen Feldern ausgespannten Teppiche, in welchen alle Götter und Göttinnen des Olymps bald einzeln, bald in Gruppen eingewirkt waren.

War der Markgraf, der nie eine Anstrengung und Abspannung kannte, müde von der Jagd? Sonst

liebte er gerade nach einer solchen, sich in wirklich freundlichem, herablassendem Gespräch zu ergehen, auch den kräftigen Speisen und dem guten Rhein- und Frankenwein, mit dem der Hofkeller gut versehen war, weidlich zuzusprechen, heute ließ er fast jede Schüssel vorübergehen, den silbernen Becher vor ihm nicht wieder von neuem füllen, er war wortkarg und stumm. Das übte auch auf seine Tischgesellschaft seinen Einfluß aus; selbst der redselige Pöllnitz, der gewöhnlich irgend eine schnurrige Geschichte in Bereitschaft hatte, glaubte sie zurückhalten zu müssen, und sogar der lustige Rat Wünschenmayer, der, ein ehemaliger Feuchtwanger Bürgermeister, durch die Künste der Höflinge zu einer Art Hofnarren gemacht, immer in einer ungeheuern Allongeperrücke und mit einem kolossalen Kammerherrnschlüssel und erdichteten Orden behängt, umher stolzierte, getraute sich nicht mit seinen sonst wohlgelittenen, oft sehr derben Späßen heraus. Es war allen wie eine Erleichterung, als der Markgraf das Zeichen zum Aufheben der Tafel gab. Wie er das zu thun im Begriff war, sah er, daß ein eintretender Diener dem Minister v. Zocha etwas zuflüsterte. — „Was bringst du?“ fragte der Markgraf rasch. Zocha

blickte verlegen. „Fast wag' ich es nicht zu sagen, Durchlaucht, was mir eben gemeldet wird," erwiderte er schüchtern, „ich fürchte, Ew. Durchlaucht zu sehr zu erschrecken; es ist eine Hiobspost." — „Weiter! Bin ich ein Kind, daß ich's nicht hören kann?" sprach der Markgraf ärgerlich, „was ist's? Ist der Markgräfin etwas zugestoßen?" — „Das verhüte Gott!" erwiderte der Minister. „Nein, der Bildhauer Wetzel ist, von einem Schlagfluß getroffen, gestern plötzlich verstorben." — „Ah!" machte der Markgraf, „schade um ihn, war ein wackerer Künstler!" — „Aber gerade jetzt," wagte Zocha leise zu erwidern, „wo Durchlaucht ihm einen Auftrag gegeben, dessen Ausführung Serenissimo so am Herzen liegt und für den gewiß kein gleich tüchtiger Meister so bald gefunden werden dürfte!" Der Markgraf schien seinen Minister der Bauten und schönen Künste nicht zu verstehen. „Was meint Ihr?" fragte er ihn. — „Nun, das Denkmal der seligen Frau v. Falkenhausen," antwortete dieser erstaunt. — „Ach, richtig!" sagte der Markgraf leichthin, „muß eben den Plan jetzt aufgeben. Wo ist der Pöllnitz, der Reizenstein?" rief er in den Saal hinein, „wir wollen spielen gehn!" Zocha stand wie erstarrt. Gut, daß

der Markgraf, der ihm schon den Rücken gewandt hatte, seinen fast fassungslosen Blick nicht mehr bemerkte. Jetzt raffte er sich auf und folgte seinem Herrn zu den Spieltischen, die an der Langseite des Saales aufgestellt waren und an deren einem er jetzt mit seinem fürstlichen Gebieter und den von diesem gerufenen Herren Platz nahm.

Auch jetzt war die peinliche Stille in der Umgebung des Markgrafen wenig unterbrochen. Auch an den andern Tischen sprachen die Spieler nur halblaut, wenn etwa einer seinem Gegner einen Robber ansagte, und schließlich war das Geklapper der beinernen Zahlfischchen fast das einzige merkliche Geräusch, das sich hören ließ. Der Fürst spielte zerstreut und verlor, allein auch das schien ihm, gegen seine Gewohnheit, gleichgültig zu sein. Jetzt legte er die Karten aus der Hand und, zu Reizenstein gewendet, sprach er, sich erhebend: „Morgen reiten wir nach Bruckberg, und im Fischhause will ich das Frühmahl nehmen.“ — „Heute hieß es doch noch: nach Gunzenhausen?“ murmelte der Reisestallmeister, als er nach dem Markgrafen den Saal verließ, vor sich hin, „was will er denn auf einmal in Bruckberg und gar im Fischhaus?“

VI.

Dem Minister Zocha war keine falsche Botschaft hinterbracht worden. Es verhielt sich in der That so: der Bildhauer Wetzel, ein noch junger, kräftiger Mann, war mitten in seiner Arbeit, als er eben die vollendende Hand an eine neue Brunnenfigur für den Park von Triesdorf legen wollte, vom Schlage gerührt worden und auf der Stelle tot geblieben. Schien dies auch der Markgraf, der zuerst so viel auf den strebsamen Künstler gehalten hatte, mit einer fast unerklärlichen Gleichgültigkeit aufgenommen zu haben, so fand jener doch anderseits große Teilnahme, nicht allein unter den zahlreichen Berufsgenossen in der Stadt, sondern auch in andern Kreisen. Namentlich auch Esther, die Tochter des Residenten, die ja ein so lebhaftes Interesse für ein über das Gewöhnliche hinausreichendes

geistiges Leben hatte, klagte um den jähen Hintritt des auch ihr befreundet gewesenen jungen Mannes. Aber mit einiger Neugierde sah sie nichtsdestoweniger der Bekanntschaft eines andern Künstlers entgegen, der zwar nicht Wetzel ersetzen sollte, dessen Ruf aber als eines tüchtigen Meisters in einem andern Fache auch zu ihr gedrungen war. Der Maler Francesco Viarelli war von Paris in Ansbach angekommen. Der Markgraf hatte ihn wohlwollend aufgenommen und ihm ein eigenes Atelier im Schlosse einrichten lassen. Bestimmte Aufträge aber waren ihm bisher noch nicht zugegangen, und fast schien dem fleißigen, an Thätigkeit gewöhnten, in der neuen Umgebung auch noch nicht eingewöhnten Fremdling die Zeit zu lang, bis ihm solche würden.

So stand er denn eines Tages wieder ungeduldig vor seiner Staffelei, auf der sich auf der aufgespannten Leinwand die noch sehr unfertigen Umrisse eines Mädchenkopfes zeigten. Offenbar war die Arbeit schon seit länger angefangen, aber öfter unterbrochen worden. Jetzt legte Viarelli, ein hoher, schlanker Mann von ungefähr 26 Jahren, dessen dunkles Auge die südliche Heimat verriet, wieder den Pinsel weg. „Es ist nichts," sagte er vor sich hin, „mit der

Phantasie, wenn man auch meint, eine recht starke, ja recht tolle zu besitzen. Kann ich denn die Augen zuwege bringen, so wie ich sie eben haben möchte, feurig, glutvoll, seelendurchdringend, seelenverzehrend? Ich meine, ich fühle ihren sengenden Strahl, und doch bringe ich sie nicht auf die Leinwand. Es geht nicht ohne Modell. Aber wo finde ich hier ein solches in dem deutschen Nest? Runde, behäbige, frische Gesichter, äpfelrote Wangen meinetwegen, wasserblaue Augen, aber die Glut des Südens?" Mißmutig warf er den Pinsel ganz zur Seite. Da klopfte es an der Thüre. Auf sein „Herein" trat der Minister v. Zocha ein, und ihm folgte in langem schwarzem Kaftan ein ältlicher Mann, in welchem der Maler sofort den Juden erkannte; es war der Resident. Artig begrüßte Viarelli den Minister, den Juden beachtete er fast nicht. Ein schlaues Augenzwinkern des letzteren verriet, daß er diese Geringschätzung des Malers wohl erkannt hatte; um so zuversichtlicher nahm er, zum sichtlichen Erstaunen dieses, sofort das Wort: „Der Herr Hofmaler verzeihen, daß ein armer Jude es wagt, sich zu einem so vornehmen, stolzen Künstler zu drängen, allein der arme Jud' hat doch ein Anliegen an ihn." —

„Das ich von ganzem Herzen unterstützen möchte," fiel der Minister ein. Biarelli nahm eine andere Miene an; „und was ist das?" fragte er nun höflich den Residenten. Aber an dessen Stelle antwortete wieder Zocha: „Der Resident Nathan, den ich bisher nicht Gelegenheit hatte, dem Herrn Hofmaler bekannt zu machen, erfreut sich der besonderen Gunst Seiner Durchlaucht, und da diese noch nicht fest sich entschieden haben, welche Arbeit sie zunächst der kunstfertigen Hand Ihres Herrn Hofmalers anvertrauen wollen, so gestatten Sie gnädigst, daß die, welche der Resident sich von diesem erbittet, sofort in Angriff genommen werden dürfe." Noch immer erstaunt blickte Biarelli die beiden an. — „Nun, Nathan, so sagt ihm Euern Plan," ermunterte Zocha. — „Daß ich haben möcht'," fing jener an, „ein großmächtiges Bild, auf dem gemalt ist mit vielen Personen und großer Pracht der Hofstaat des Königs Ahasverus, und wie vor ihm kniet die Königin Esther, um zu erbitten von ihm das Leben des Mardochai, den der böse Haman hat henken lassen wollen an den Galgen." — „Wie seid Ihr denn darauf gekommen?" lachte der Maler; „soll ich nicht gleich den Galgen mit dem bösen Haman daran auch hinzumalen?" —

„Wollt' ihn belegen mit güldnen Dukaten," antwortete der Resident mit boshaftem Lächeln, „wenn der wirklich daran hinge, der an mir gehandelt, wie der Haman gethan am Mardochai. Allein die Dukaten sollt Ihr haben, der Nathan kargt nicht, wenn das Bild ausfällt nach seinen Wünschen." — „Aber die Personen, die Vorwürfe, die Modelle?" sagte der Maler heiter, indem er den Residenten mit den Augen maß. „Ihr taugt doch nicht zum Mardochai, oder gar zum König, und die Esther, die schöne Jüdin, wo bekomme ich die her?" Wieder lächelte Nathan schlau. „Wenn der Herr Hofmaler," sagte er fast demütig, „vielleicht meine Tochter, sie heißt auch Esther, wollte lassen sitzen für die Königin, wird er sich nicht zu bemühen brauchen, weit herum zu suchen."

Der Maler sah auf Zocha. Dieser aber kam der unausgesprochenen Frage zuvor, indem er lebhaft sagte: „Weit und breit werdet Ihr allerdings kein schöneres Modell für Euere Königin finden, als die Tochter des Residenten." Biarelli horchte auf. „Ich will's versuchen," sprach er, „wann darf ich zu Euch kommen, damit Ihr mich Eurer Tochter vorstellt, Herr Resident?" — „Wird jederzeit sein für den

Isaak Nathan eine Ehre, wenn er begrüßen darf in seinem Hause einen so weitgereisten und berühmten Herrn," antwortete dieser. — „Und was die anderen Gesichter und Figuren anlangt," schaltete noch der Minister ein, „die Ihr für das Bild braucht, wie es sich der Nathan ausgedacht hat — denn figurenreich muß es wohl werden — so könnt Ihr Gelegenheit haben, darüber Euere Studien mit nächstem zu machen, wenn der Resident seinem Sohne die Hochzeit ausrichtet. Es soll diese ein großes Fest werden, auf dem genug Volks aus Israel zusammenströmen wird. Da mögt Ihr sie Euch aussuchen nach Belieben, die alten, schlauen und verschmitzten Judenköpfe und langen, spitzen Judenbärte aller Art. Auch unter dem Hofstaate Seiner Durchlaucht findet Ihr vielleicht manch ein Gesicht, das Ihr brauchen könnt, denn der Markgraf selbst mit seinem ganzen Cortège hat gnädigst zugesagt, der Feierlichkeit beizuwohnen. Der Seckendorf z. B. oder der Pöllnitz in einen Kaftan gesteckt, müßten sich prächtig ausnehmen. Nur mich laßt aus dem Spiel," fügte er besorgt hinzu, als er um den hübschen Mund des Malers ein schalkhaftes Lächeln sah. — „Sein Sie unbesorgt, Excellenz," sagte dieser, sich verbeugend,

„wenn's der König Ahasverus wäre?“ — „Dann müßt' ich das Bild erst sehen,“ lachte Zocha. „Aber was habt Ihr denn da angefangen?“ fragte er, auf die Staffelei weisend, „ein schöner Kopf, gut angelegt, gut skizziert, eine edle Stirne, warum aber so unfertig, warum unvollendet?“ — „Weil ich nicht vorwärts komme mit dem Bilde,“ antwortete Biarelli, „es ist mir, als ob ich's nie fertig bringen sollte. Das Leben kann ich ihm nicht einhauchen, dessen es bedarf. So ist es mir bei keinem noch gegangen.“ — „Seht die Esther,“ sagte Zocha, „ich glaube, dann habt Ihr, was Ihr sucht,“ und sich mit dem Residenten verabschiedend, verließ er das Gemach. Biarelli blieb nachdenklich mitten in diesem stehen. „Ein Judenmädchen soll dich lebendig machen?“ fragte er halblaut, vor das Bild tretend; „man kann's ja versuchen. Ich will heut noch zum Residenten gehen.“

Der Freitag Abend und mit ihm der Sabbat war im Hause des Residenten angebrochen. Wenn irgend einer seiner Glaubensgenossen, so hielt dieser auf strengste Beobachtung des väterlichen Gesetzes und altherkömmlichen Brauches, und so waren ihm mit dem Freitag Abend, wie jedem gläubigen Israe-

liten, die wenigen Stunden in der ganzen Woche gekommen, in denen er wirklich alles geschäftliche Treiben beiseite setzte, ja vergaß und ganz seiner Familie lebte. Auch heute war er mit seinem Sohne vom Gottesdienst aus der Synagoge zurückgekehrt und eben in das Wohngemach getreten, in dem Esther den Vater und Bruder erwartete. Alles atmete in diesem die Stille und Ruhe des Feiertages. Die kupferne, blank geputzte, achtzackige Sabbatlampe verbreitete in demselben ein helles und trauliches Licht. Auf dem weiß gedeckten Tische stand die Sabbatkost, die „Barches“, jene länglich geflochtenen, mit Mohn bestreuten Sabbatbrote, und der Wein, der, wie diese, am Sabbat auch zum Symbol der Weihe wird, indem der rechte Israelit nichts kostet, ohne sofort dem allmächtigen Geber alles Guten zu danken. — „Am Freitag Abend,“ lehrt der Talmud, „kehren mit dem Menschen die Engel des Friedens in seiner Wohnung ein, wenn Eintracht dort herrscht, und sie verbreiten Gottes Segen über ihn und seine Lieben.“ Auch für den Residenten war das nicht nur eine Legende, eine schöne Redefigur, nein, er glaubte wirklich den Willkommgruß an die ihn besuchenden und segenbringenden göttlichen Boten zu sprechen,

als er feierlich anhub: „Schalom alechem! Friede komme mit euch, ihr Engel des Friedens!" Daran reihte sich rituell die Recitation der herrlichen Schilderung, welche die „Sprüchwörter" von dem wackeren Weibe entwerfen. „Glücklich," heißt es dort, „der sie gefunden". Das ist eine Anerkennung, die der jüdische Hausvater der Mutter seiner Kinder zollt, der Hüterin des häuslichen Herdes, dessen Mildthätigkeit und Reinheit zu wahren ihre religiöse Aufgabe ist. Nathan konnte die Worte nicht mehr sprechen; die Mutter seiner Kinder feierte schon lange keinen Sabbat mehr mit ihm. Dafür aber legte er doppelt gerührt und innig seine Hände auf die Häupter jener, die sich vor dem Vater beugten, und sprach über sie die alte geheiligte Segensformel: „Gott lasse dich werden wie Ephraim und Manasse, Gott segne dich, wie er gesegnet hat Sarah, Rebekka, Rahel und Lea!", und Sohn und Tochter antworteten, wie vorgeschrieben: „Gott gebe Euch einen glücklichen Sabbat!" Es war doch eine Stelle im Herzen Nathans, wo etwas anderes saß, als der Mammon und die Spekulation. Nun wurden vor dem Tischgebet die „Semirot" recitiert, jene Gesänge, zugleich lebhaft und düster, mit einem angenehmen melodi=

schen Rhythmus, wo in demselben Ausdrucke Freude und Kummer, Schmerz und Trost sich mischen, Gesänge, wie sie nur entstehen konnten bei dem zerstreuten Überreste eines unaufhörlich verfolgten Volkes, das kein anderes Vaterland hatte, als seinen Glauben, und dessen Gedanken und Vergnügungen ganz und allein auf sein inneres Leben gerichtet waren. Zu andern Zeiten vereinigten sich wohl auch noch andere Stimmen mit denen der Familie zum Lobe Gottes in der Sprache des königlichen Propheten, ihm für den heiligen Tag der Ruhe zu danken, wenn Nachbarn und Freunde des Hauses noch während des Mahles sich in diesem zusammen fanden, um nach jenen den Abend vollends miteinander zu verbringen. Dann wandte sich das Gespräch auch dem gewöhnlichen Leben, den Ereignissen des Tages, den Geschäften der vergangenen Woche zu, aber nur diesen, nie denen der folgenden, da es gegen das Gebot ist, sich am Sabbat mit diesen zu beschäftigen.

Heute aber waren der Resident und seine Kinder allein beisammen, sich fast verwundernd, daß sie allein bleiben sollten, daß gegen alle sonstige Gewohnheit keiner der Freunde den Weg zu ihnen fand. Da kam doch ein Schritt die Treppe herauf und den

Gang entlang, und ein Gast trat ins Zimmer, der nur dem Vater bekannt schien. Denn dieser stand rasch auf, ihn fast ehrerbietig zu begrüßen, während Esther, sich von ihrem Sitze halb erhebend, dem Ankömmling befremdet ins Gesicht sah. Dieses war das eines jungen, schlanken Mannes, von ernstem, sprechendem Ausdrucke; das dunkle Auge haftete wie fragend auf dem schönen Mädchen, das ihm freundlich die Hand bot, als der Vater sagte: „Esther, der Herr Hofmaler des Herrn Markgrafen, der erst vor kurzem in Ansbach angekommen ist, der Herr Biarelli, giebt uns die Ehre seines Besuches.“ — „Willkommen, Herr!“ sprach Esther, und der Klang ihrer vollen, klaren Stimme dünkte dem Maler wie ein heller Glockenlaut. Und zu gleicher Zeit hob sie von dem Tisch eine Schale voll köstlicher Früchte und reichte sie dem Gaste mit der alten traditionellen Einladung des orthodoxen Judenhauses: „Nimm und mach Brache.“ Das heißt bei uns: „Sprich den Segen,“ erklärte der Resident, als der Fremde etwas verwundert auffsah, aber rasch nahm nun dieser eine vollbeerige Traube aus der Schale und sagte, gegen Esther sich neigend: „Wohl dünkt mich's ein Segen, solch süße Frucht aus solch schöner Hand

zu empfangen. Weiß Eure Tochter," fuhr er zum Residenten gewendet fort, „um wessen willen Ihr mich aufgefordert habt, zu Euch zu kommen?" Esther und ihr Bruder schauten fragend auf den Vater. „Noch hab' ich's ihnen nicht gesagt," antwortete dieser, „nun kannst du's hören. Esther — du weißt, wie mich hat demütigen wollen der Landschreiber, und wie er sich gemüht hat, meinen Namen schlecht zu machen vor unserm gnädigen Herrn, wie gethan hat der böse Haman mit Mardochai und den Juden beim König Ahasverus, und wie es gegangen auch wie dort, daß an den Tag gekommen ist die Unschuld des alten Nathan, und sein Verkläger ist verurteilt worden statt seiner. Davon will ich ein Denkmal haben für mich und euch, und für Kind und Kindeskind, und der Herr Hofmaler soll mir malen das Bild von der Königin, die geheißen wie du, die den König gebeten hat für ihr Volk." — „Aber ich hab' ja nicht beim Markgrafen für dich gebeten, Vater!" warf Esther erstaunt ein, „du bist ja durch dich selbst, weil du unschuldig warst, frei geworden von Strafe und Verdacht!" — „Schau ich aber an das Bild, das mir malen wird der Herr," fuhr der Resident unbeirrt fort, „so denke ich eben

daran, wie das sich doch so ähnlich zugetragen hat, und kann ich doch nicht malen lassen den Galgen und den Landschreiber dran allein."

Viarelli lachte. „Eurem Vater ist, scheint mir," wandte er sich gegen Esther, „die Hauptsache, daß er Euer Bild haben möchte in der Gestalt Eurer königlichen, schönen Namensschwester, und ich bin stolz darauf, daß ich es sein darf, der ihm diesen Wunsch erfüllen soll." Ein leises Erröten flog über Esthers Angesicht. — „Wer sagt Euch aber, daß ich damit einverstanden bin?" sagte sie ruhig, „ich ehre Eure Kunst, Herr Hofmaler, die Bilder an diesen Wänden können Euch überzeugen, daß ich sie liebe und meinem Vater dankbar bin, daß er manche davon mit schweren Kosten in meinen Besitz gebracht hat. Allein mich selbst auf der Leinwand zu schauen, mein eigen Bild in solch goldenem Rahmen, und gar erst in einer Person, die ich gar nicht bin, mir Tag für Tag entgegenblicken zu sehen, das geht mir wider Art und Wesen."

Das dunkle Auge des Künstlers schien ob dieser Rede fast traurig zu blicken. „Ich will nicht in Euch dringen, Fräulein," sprach er bescheiden, „es ist ein echtes und rechtes Gefühl jungfräulicher Würde, das

Euch da leitet; aber bedenkt, woher hätten wir denn die Meisterschöpfungen eines Rafael oder, wie Ihr sie hier habt, eines Rubens, die Euch doch, wie Ihr selbst sagt, als Denkmäler hoher Kunst erscheinen, wenn nicht schöne Frauen den armen Malern vergönnt hätten, in ihre Züge zu sehen und diese auf der Leinwand festzuhalten, daß sie auch andere und spätere Geschlechter, wie Euch selbst, entzückten?" Esther lächelte. — „Ihr seid ein gefährlicher Schmeichler, Signor Biarelli," sagte sie, als ihr Vater eifrig einfiel: „Du weißt jetzt, es ist mein Wunsch, und es wäre das erste Mal, daß dich dein Vater um etwas bittet und du es ihm abschlägst." — „Laßt mir Zeit zu bedenken, um mit mir zu Rate zu gehen, Vater," bat Esther, „und auch Ihr, Herr! Am Sonntag schon will ich Euch Antwort geben."

Und die Antwort lautete, als Biarelli an dem angegebenen Tage wieder kam, um sie zu holen, nach des Vaters und noch mehr nach seinen Wünschen. Was Esther bestimmt haben mochte, ihnen nachzugeben? War's nur die Liebe zum Vater, dem sie wirklich nicht gerne eine Bitte, die ihm am Herzen zu liegen schien, abschlagen wollte? Oder hatte das frische, offene und doch zugleich so feine, fast vor-

nehme Wesen des fremden Malers sie sympathischer berührt, als sie sich vielleicht selbst eingestehen mochte? Er war so ganz anders, als die jungen Kavaliere des Markgrafen, mit denen sie doch hie und da bei aller Zurückgezogenheit, in der sie sonst am liebsten lebte, zu verkehren die Gelegenheit und manchmal die Pflicht hatte, und deren Gespräch ihr oft dunkle Röte ins Gesicht trieb, oder die sie merken ließen, daß sie bloß mit ihr sprachen, weil sie die Tochter des Residenten war, den sie brauchten, während sie sonst das Judenmädchen nimmermehr eines Wortes gewürdigt hätten. Biarelli aber war ihr schon ganz anders, sie hätte sagen mögen: menschlicher, entgegengetreten; es war, so kurz sie ihn erst gesehen, so wenig sie mit ihm an jenem ersten Abend noch gesprochen hatte, etwas, was sie an diesem jungen Mann anzog, sie zu ihm Vertrauen fassen ließ. Sie glaubte, ohne sich etwas zu vergeben, es wagen zu können, wenn er die Königin, nach der sie hieß, aus ihr machte.

Wie im Traume kehrte Biarelli auch diesmal aus dem Hause des Residenten in sein Atelier zurück. Wieder stand er, wie neulich, vor dem Bilde auf der Staffelei; aber jetzt nicht mehr verzagt, zweifelnd

und unmutig — „jetzt sollst du deine Augen haben," rief er jubelnd aus, „du rätselhaftes Bild, und wenn sie mich zu Tode zehren und sengen!"

Und es war etwas daran, an diesem Zehren und Sengen, denn jedesmal, wenn Biarelli heimkam, wenn Esther ihm gesessen hatte, denn mit ihrem Bilde mußte er natürlich anfangen, ehe er an die Komposition des ganzen Gemäldes ging, stellte er sich wieder vor die Staffelei und malte sich jenen unvollendeten Kopf aus, um so für sich auch die Kopie des schönen Originals zu besitzen, das sein Herz, das merkte er nur zu deutlich, mit jedem Tage mehr mit unbezwinglicher Gewalt in Besitz nahm. Und auch Esther verflogen die Stunden, in denen ihr Biarelli so gegenüber saß und in ihrem Gesichte las, um dann wieder all das Schöne und Edle, was er in diesem gelesen, mit lebendigem Zauber Gestalt gewinnen zu lassen, wie sie noch keine erlebt zu haben glaubte. Sie kam sich längst nicht mehr fremd dem fremden Manne gegenüber vor. Nichts sprach er, was sie hätte verletzen können, keine alltägliche Schmeichelei kam über seine Lippen; mit einem sie beglückenden Verständnis ging er auf ihre Ansichten und Gefühle, die sie immer offener ihm auszusprechen

sich gewöhnte, ein; sie meinte, es müsse schon Jahre her so gewesen sein zwischen ihnen, wie es doch erst seit Wochen war. Aber das Bild nahte sich in täuschender Ähnlichkeit mehr und mehr der Vollendung, dann mußte Viarelli an dessen Einfügung in das Ganze denken, und damit mußten wenigstens, wenn sie ihn auch wohl noch öfter sehen würde, diese glücklichen Stunden ungestörten Beisammenseins ein Ende nehmen, und was dann? Aber nur manchmal fragte sich Esther so; jetzt lebte sie noch ganz und voll dem täuschenden Augenblick, und zudem erklärte Viarelli, langsamer malen zu müssen, indem er noch gar keine Vorwürfe für die anderen Hauptfiguren des in Aussicht genommenen Gemäldes hätte, die ihm erst die Hochzeit des Bruders Esthers bieten würde. — „Da werdet Ihr allerdings eine schöne Auswahl von Originalgesichtern beisammen finden," scherzte Esther heiter, „und mein Hofstaat erst, wenn ich doch einmal für Euch die Königin bin, die Schwestern der Braut, meine Basen aus Wilhermsdorf und Fürth. Nehmt Euer Herz in acht!" — „Können Sterne die Sonne verdunkeln?" fragte Viarelli. Es war das erste Mal, daß er eine solche Rede führte; sie schien auch ihren Zweck verfehlt zu

haben, denn Esther blieb in jener Sitzung still und schweigsam.

Indes rückte der Tag jener Hochzeit immer näher. Ganz Ansbach sprach schon von ihr. Ein solches Fest sollte noch nie in der Stadt gesehen worden sein, und gar erst ein von einem Juden ausgerichtetes, der vor kurzem noch am Abgrund gestanden zu sein schien und der nun wieder der Gunst und Gnade des Fürsten in so hohem Grade teilhaftig geworden, daß dieser wirklich sein Versprechen zu halten entschlossen war, mit seinem ganzen Hofe der Feier beizuwohnen. Sogar der Markgräfin hatte ihr Gemahl den Wunsch ausgesprochen, sich an dieser zu beteiligen, und sie hatte zugesagt, an dem Tage nach Ansbach zu kommen. Im Schloßhofe selbst und nicht, wie sonst üblich, im Synagogenhof, sollte die Trauung nach strengstem jüdischen Zeremoniell abgehalten werden. Nach diesem war schon am Samstag vor jener der im Hauptgottesdienst anwesende Bräutigam durch Vorrufen während der Vorlesung der Wochenabschnitte aus dem Pentateuch ausgezeichnet worden. Am Hochzeitstage selbst hatte zur Zeit des Frühgottesdienstes das „Flechten“ stattgehabt, das heißt, es wurden der Braut zum letztenmal die Haare jung-

fräulich geflochten, wobei die anwesenden Frauen rituelle Tänze aufführten; darauf fielen die Locken der Schere zum Opfer, da die jüdische Frau mit dem Augenblick, da sie dies ist, ihr eigenes Haar keinem Fremden mehr sehen lassen darf; sie hat einen „Scheitel“ aufzusetzen, und dieser und sodann der Schleier war der Braut aufs Haupt gelegt worden. In diesem Schmucke leiteten sie ihre Angehörigen in den Schloßhof, wo der Bräutigam sie mit den Seinigen erwartete. Stolzen Angesichts stand an der Spitze der letzteren der Resident; seine Blicke schweiften befriedigt über die Menge hin, die sich jenseits der hölzernen Schranken, die man vorsichtigerweise um den für die feierliche Handlung bestimmten Platz gezogen hatte, drängte. Neben ihm und ihrem Bruder, dem Bräutigam, sah man Esther in einem prächtigen, schweren Atlasgewand, eine Perlenschnur schlang sich durch ihr schwarzes Haar, wie eine gleiche den weißen, schlanken Hals umwand. Aber nicht wie ihr Vater schaute sie auf ihre Umgebung; diese schien sie befangen zu machen, es war ihr peinlich, so gleichsam auf der Schau zu stehen; die dunklen Augen waren zu Boden geschlagen. Aber sie fühlte doch, daß ein paar andere sie suchten und mit leidenschaft-

licher Bewunderung an ihrer blendenden Erscheinung hingen. Jetzt aber mußte sie doch aufblicken, denn rauschende Musik verkündete die Ankunft der fürstlichen Herrschaften, die mit ihren Kavalieren und Damen erschienen und auf den für sie bestimmten sammtenen Stühlen mit den goldenen Lehnen Platz nahmen. Vor ihnen war auf vier, von Knaben gehaltenen Stangen der Baldachin aufgestellt, unter welchem die Trauung vorgenommen werden sollte. In diesen trat zuerst der Bräutigam, von zwei seiner nächsten Angehörigen geleitet, während ihm von der andern Seite auch von zwei verwandten Frauen die Braut zugeführt wurde, die sich zu seiner Rechten stellte. Der Bräutigam trug die für Ehemänner übliche Synagogentracht und wurde nun mit dem Gebetmantel bekleidet, der dann auch über den Kopf der Braut gelegt wurde. Jetzt steckte der Bräutigam einen ihm eigentümlichen, vorher den beiden Zeugen vorgezeigten Ring an den Finger der Braut mit den feierlichen, aus Chaldäisch und Hebräisch gemischten, von dem die Zeremonie leitenden Rabbiner ihm vor- und von ihm langsam nachgesprochenen Worten, die zu deutsch heißen: „Hiemit sollst du mir geheiligt (angetraut) sein, mittels dieses Ringes

nach dem Gesetz Mosis und Israels," und welche den eigentlichen Akt der Trauung ausmachen. Noch aber mußte die Ketubah, die ebenfalls in jener rituellen Doppelsprache verabfaßte, protokollarische Urkunde über die geschehene Verbindung, nachdem sie von den Zeugen unterschrieben worden war, verlesen und der Braut als Beweis ihrer Verehelichung übergeben werden. Sie schloß mit den Worten: „Alles recht und beständig". Und nun sprach noch der Rabbiner die sieben Benediktionen über die Ehe, darunter auch eine über den Wein, der in einem silbernen Becher den Brautleuten dargereicht wurde. Still und andächtig hatten die Anwesenden die den meisten fremdartige Zeremonie mit angesehen und angehört; da vernahmen sie noch ein leises Klirren, es kam von dem Glase, das zum Schluß, anstatt wie gebräuchlich, an eine bestimmte Stelle des Synagogengebäudes, an eine Ecke des Schlosses geschleudert worden und zerschellt war — eine Erinnerung an die Zerstörung des Tempels auf Zion, denn der Jude soll keine Festlichkeit ohne traurige Störung vollauf genießen.

Die Feier war zu Ende; der Markgraf erhob sich mit seiner Gemahlin von den Sitzen und schritt

angesichts des Hofes und alles Volkes auf die Neuvermählten und ihre Familien zu, um denselben seine Glückwünsche darzubringen. Auch Esther verneigte sich tief vor dem fürstlichen Herrn. Mit unverhohlener Bewunderung ruhte auch des Markgrafen Blick auf dem schönen Mädchen. „Zocha hat mir gesagt," sprach er huldvoll, „daß du auf dem Bilde, das dein Vater unserm Hofmaler anvertraut hat, die Königin darstellen sollst; fürwahr, ein besseres Urbild hätte er sich nicht wählen können; ich werde mich freuen, es vollendet zu sehen, und hoffe auch deine Hochzeit, schöne Esther, wie die heutige bald mit unserer Gegenwart auszeichnen zu können." Triumphierend schaute aufs neue der Resident um sich, er wußte sich auf dem Höhepunkt seines Ansehens und Einflusses. Im Geiste sah er jetzt schon auch seine Tochter unter dem Baldachin stehen, in einem Schmucke, gegen den derjenige der Braut seines Sohnes nichts sein sollte. Aber wo war der Mann, der würdig erschien, sie heimzuführen, der es nur ein wenig ihm gleich zu thun imstande war? Sollte er wirklich Esthers Wunsch erfüllen und mit ihr, nachdem nun David seinen eigenen Hausstand gegründet, in ein anderes Land ziehen, wo Israel mehr geachtet und

geduldet war als hier, wo er eher auch den rechten Bräutigam für sein Kind finden konnte? Da trat der Maler auf Nathan und seine Tochter zu. Hatte anfangs auch Esther ganz und allein seine Augen und Gedanken in Anspruch genommen gehabt, so waren diese doch bald auch, durch sein künstlerisches Interesse angeregt, im großen Kreise umhergegangen, um sich der mannigfaltigen, wirklich eigentümlichen Eindrücke zu bemächtigen, die im bunten Gemisch der Physiognomien, Trachten und Zeremonien sich an ihn herandrängten. Das waren in der That Originalköpfe unter der stattlichen Schar seiner Glaubensgenossen, die Nathan geladen hatte: hier der scharf geschnittene des Rabbiners, der die Trauung vorgenommen, dort ein alter Weißbart in noch manneskräftiger Haltung, da wieder ein südlich gebräuntes Antlitz und hier feurige Augen, aus jungen, hübschen Mädchengesichtern leuchtend, wenn freilich auch keines die Glut dessen erreichen konnte, das so verzehrend tief in sein Herz gebrannt hatte. Jetzt erhob sich dieses wieder zu ihm mit einem eigenartigen, heiteren, wie ein seliges Geheimnis entschleiernden, ihn wie eine Ahnung unsäglichen Glückes durchschauernden Blick. Der scharfen Beobachtung

Nathans war dieser nicht entgangen. Sollte es möglich sein! Seine Esther könnte einen Gedanken an diesen Goim haben? oder dieser es gewagt haben, ihr von Liebe zu sprechen? War das die Folge seines Begehrens nach dem Bilde? Hatte er selbst das Netz flechten helfen, das die beiden jungen Leute zu umgarnen schien? Es mußte, war es wirklich der Fall, so rasch als möglich zerrissen werden. — „Herr Hofmaler," wandte er sich höflich zu Biarelli, „ich denke, Ihr habt Eure Studien, von denen Ihr mir sagtet, daß sie Euch zu einem rascheren Abschluß meines Bildes fehlten, heute machen können, und auch wie die Königin Esther zu malen ist, könntet Ihr wohl nun genugsam wissen, ich glaube, daß es nicht mehr nötig ist, daß Ihr meine Tochter weiter bemüht. Aber heut seid Ihr noch mein Gast, und ich erwarte Euch zum Festmahl."

Mit solchen an den Maler gerichteten Worten ergriff der Resident Esthers Hand und führte sie, dem schon aufgebrochenen Hochzeitszuge sich anschließend, hinweg. Biarelli blieb allein. Mit einemmale war volle Klarheit über ihn gekommen. Der schlaue Nathan hatte schärfer gesehen als er selbst. Was er sich nicht zu gestehen getraut hatte, was den

Alten mit Angst erfüllte, war ihm nun zur seligsten Glücksgewißheit geworden. Daß er Esther mit der ganzen Leidenschaft der ersten und einzigen Liebe liebte, das wußte er längst; aber jetzt wußte er auch, daß sie ihn liebte, daß ihr reines, edles Herz ihm gehörte. Aber wie sie besitzen? Wie die Kluft überbrücken, die zwischen dem Christen und der Jüdin gähnte? Wie konnte er, der arme Maler, nur daran denken, mit dem reichen, hochfahrenden Residenten in die Schranken zu treten? Daß dieser jetzt alles aufbieten würde, den Verkehr zwischen seiner Familie und ihm möglichst zu beschränken, wenn nicht ganz abzubrechen, das war ihm klar. Aber er wollte nicht sorglich an die Zukunft denken; noch gehörte ihm die Gegenwart, noch war der heutige Abend sein.

In festlichem Glanze erstrahlte das Haus des Residenten; ein Prunken und ein Glanz war in ihm zu sehen, dem es selbst der Markgraf nicht gleich thun konnte. In den kostbarsten Schüsseln wurden die ausgewähltesten Speisen herumgereicht, aus silbernen und goldenen Bechern das Wohl des Bräutigams getrunken; Zinken und Trompeten spielten zum Tanze auf. Viarelli hielt Esther fest umschlungen, und es dünkte ihn, als schwebe er in den

Reihen der Seligen, als er, die Geliebte im Arm, mit ihr den Saal durchkreiste. Die schwarzen Locken streiften sein glühendes Gesicht, wieder schauten die Glutaugen zu ihm auf, aber diesmal mit einem noch tieferen, innigeren Blick als am Morgen. Es war zu viel, er konnte sich nicht halten; sanft zog er, aus der Reihe der Tanzenden tretend, Esther in eine Nische, vor der schwere Vorhänge herabwallten. Leise fielen diese über den beiden zu. Sie wußte nicht, wie es kam, aber Esthers Haupt ruhte an Francescos Brust; heiße, traute Worte flüsterte er ihr ins Ohr, und sie riefen das Echo ihres Herzens wach. Aber aussprechen konnte sie dasselbe nicht, nur immer tiefer senkte sich ihr Blick in den seinen, und als er nun die entscheidende Frage that: „Esther, liebst du mich?“ da schlang sie den weichen Arm um ihn, und ihre Lippen brannten heiß auf den seinen. Aber jetzt fuhr sie empor aus seiner Umschlingung; wie eine düstere Wolke war's hingezogen über das eben noch so glückstrahlende, Seligkeit atmende Gesicht. „Wie soll das werden?“ hauchte sie furchtsam, „darf dich die Jüdin lieben? Und mein Vater?“ — „Wenn ich erst weiß, daß du mein bist, mir gehören willst,“ flüsterte Biarelli, „so frage ich

nicht nach dem Morgen, mir genügt das selige Heute — und hat die Königin, die ich in dir gemalt, klugen Rat in der Not gefunden, so wird er auch meiner Esther nicht fehlen.“ Und noch einmal begegneten sich ihre Lippen in glühendem Kusse. Dann traten sie in den Festsaal zurück. Niemand hatte bemerkt, wie zwei vereinzelte Wellen zum seligsten Lebensglück zusammengeflossen waren.

VII.

Margaret hatte am Abend nach jener Jagd allerdings lange auf Bernhard gewartet; mehr als einmal war sie aus dem Hause getreten, wohl auch ein Stück des Weges, den er kommen mußte, hingewandelt, und die Mutter hatte schier Lust, über den säumigen Menschen zu schelten und aus seinem Ausbleiben wieder einmal zu beweisen, daß er's nicht aufrichtig und ehrlich meine. Allein Margaret hatte ihn verteidigt, er würde wohl festgehalten worden sein bei den neuen Kameraden und dann nicht in der tiefen Nacht haben herlaufen wollen; am andern Tag sei es auch noch Zeit, mit ihr zu plaudern von dem, was sie gesehen und was er erlebt. Indes innerlich war sie doch etwas unzufrieden, aber grollen wollte sie ihm nicht. Doch zur Ruhe, als sie auf ihre Kammer gegangen

war, kam sie nicht. Kaum war sie eingeschlummert, so meinte sie, durch den Schall der Jagdhörner, das Gebell der Meute wieder aufgeweckt worden zu sein. Jetzt schrie sie auf wie dort, als der schwarze Vogel, den Bernhard geschossen, zu ihren Füßen niederstürzte; dann lächelte sie wieder, denn sie hatte ein freundlich Wort zum Geliebten geredet. Aber jetzt hatte sie einen schweren Traum. Sie stand mit Bernhard auf einem steilen, hohen Berg mitten im Walde, den sie noch nie gesehen; scharf fielen die Kanten nach allen Seiten ab; es schwindelte sie, allein Bernhard hielt sie mit fester Hand. Da sah sie eine Blume hart am Rande blühen, seltsam geformt, wie sie auch noch nie eine gefunden, aus dem purpurnen Kelche strömte ein betäubender Duft. Sie neigte sich, sie zu pflücken; Bernhard hielt sie zurück. „Hüte dich vor ihr, es ist Gift in ihr!“ Allein mit unwiderstehlicher Gewalt zog sie die fremdartige Blume an. Sie riß sich los von Bernhard, streckte die Hand aus, da legte sich's wie Besinnungslosigkeit auf sie, sie glitt aus, schon dem Abgrund zu, da faßte sie nach einem Halt, allein es war nicht mehr Bernhard, der ihr die Hand reichte, der Markgraf hatte diese gefaßt und zog sie selbst an sich,

und immer betäubender duftete die rote Blume. Mit einem lauten Schrei fuhr sie empor. Sie war wach; der frische Morgenwind, der durchs offene Fenster strich, hatte wohl den bösen Blumenduft verweht; sie faßte sich an das blonde Haupt und dachte dem schweren Traum nach und konnte seine Teile nicht mehr zusammenbringen. Es war gut so. Da klirrte ein Steinchen, von unten geworfen, an das Fenster, jetzt noch eins; sie kannte das Zeichen. Rasch sprang sie vom Lager, warf das Gewand über und rief hinab: „Ich komme!" Bernhard war es doch gelungen, sich bald nach Mitternacht loszumachen, und, scharf ausschreitend, war er, wie er sich vorgenommen, so zeitig am Fischhaus angekommen, daß er Margaret aus dem Schlafe wecken konnte. Jetzt war sie bei ihm, und sie setzten sich im Garten in der Laube hin. Margaret schien das Bangen der Nacht vergessen zu haben, denn sie erzählte Bernhard nichts; sie hörte auf seine Entschuldigung, weshalb er ausgeblieben, und sagte ihm kein böses Wort. Auch Frau Dietlein zeigte sich freundlicher als sonst wohl und ging darauf ein, daß sie von der Einrichtung seines neuen Häuschens sprachen, und sagte ihm zu, bald einmal hinauszukommen und dasselbe

einzusehen. Bernhard wollte auch noch nach den Eltern sehen, von dort aber auf dem geraden Wege heimkehren und mußte darum früher gehen, als es ihm und Margaret lieb war. Noch gab sie ihm ein Stück Wegs das Geleite, dann trennten sie sich mit einem innigen Kusse, er verschwand hinter den herbstlich gefärbten Büschen, sie schritt allein zur Mutter zurück.

Der frühe Morgen war so hell und klar gewesen; jetzt zog's auf einmal wolkig und trüb herauf. „Wird ein Gewitter kommen, jetzt zur Herbstzeit?“ fragte sich Margaret. Es ward immer dunkler, und mit der Wolke vorwärts, fast wie von ihr geführt erscheinend, kamen aus dem Wald Reiter hervor, nur einige, aber Margarets scharfes Auge erkannte sie: der Markgraf war unter ihnen, und — sie traute ihren Blicken kaum — sie hielten am Fischhaus, sie stiegen ab und traten ein. Margaret stand wie festgewurzelt. Wie es sich so schwer wieder um ihre Sinne legte, als ob die fremde Blume auch hier im Moose, wo doch längst die Blüten des Sommers erstorben waren, ihren giftigen Hauch ausströmte. Sie atmete tief auf, dann ging sie still dem Hause zu.

Wochen waren seit dem Tag vergangen, und

Bernhard hatte keine Zeit mehr gehabt, zum Fischhaus zu kommen oder sonst Margaret zu sehen und zu sprechen. Und der angesagte Besuch war ausgeblieben. Es war merkwürdig, wie Bernhard in Anspruch genommen war. Die Stelle hatte er erhalten, in sein Haus, das, ungefähr eine Stunde von Triesdorf entfernt, auf die Stadt zu lag und das nicht groß, aber, mitten im Wald, einfachen Ansprüchen vollauf genügte, war er eingezogen und hatte sich gleich in den ersten Tagen nach seinem Dienstantritt beim Oberjägermeister mit der Bitte gemeldet, ihm die dienstliche Bewilligung zu seiner Heirat zu geben. Er war nicht abschlägig beschieden worden; man hatte ihm die Genehmigung seines Gesuches auf die nächste Zeit schon versprochen, aber sie war noch immer nicht da. Dafür aber lobte man seinen Eifer, seinen Fleiß, seine Kenntnisse, und immer bekam er neue Aufträge. Es wurde keine Jagd abgehalten, an der er nicht teilnehmen mußte, dann schickte ihn Pöllnitz wieder nach Hennenbach, um dort im Tiergarten etwas anzuordnen oder in Reihe zu bringen, und jetzt wurden die jungen Kulturen, die um Triesdorf herum angelegt waren, seiner besonderen Aufsicht unterstellt; kurz, es kam Bernhard

manchmal fast vor, als wolle man ihn absichtlich festhalten, daß er von seinem Posten auch nicht die kürzeste Zeit abkommen könne, und doch konnte er keinen rechten Grund dafür finden. Eine Botschaft war ihm von Margaret einmal gekommen; ein Jäger des Markgrafen, auf den dieser viel hielt und der sich um Bernhards Freundschaft in etwas auffälliger Weise bemühte, obwohl diesem keineswegs darum viel zu thun war, behauptete, im Fischhaus gewesen zu sein und Grüße aufgetragen bekommen zu haben, wobei er aber merken ließ, daß sich Margaret über die Vernachlässigung Bernhards beklagt und schnippisch gesagt hätte, wenn er sie nicht bald holen wolle, würde sie ihren Weg auch allein finden. Das schien allerdings Bernhard sehr unwahrscheinlich, aber um so mehr trachtete er danach, endlich einmal einen freien Tag zu erhaschen, an dem er loskommen könne. Er ging geradeswegs zum Oberstjägermeister, der sich eben in Triesdorf befand, um ihn um Urlaub zu bitten. — „Ach, du kommst wegen deines Heiratsgesuches zu fragen?“ rief jener dem Eintretenden zu, „ja, mein armer Bursch, da steht's schlimm.“ Bernhard stutzte. „Der gnädigste Herr meint,“ fuhr Pöllnitz fort, „er hätte lieber einen ledigen Mann auf

deiner Stelle; hättest du einmal dein Nest gebaut, dann säßest du zu fest und zu warm darin und gingst nicht mehr deinem Amte mit dem Eifer nach, den Serenissimus auf meinen Vortrag hin an dir zu beloben so gnädig ist. Und am Ende will die Margaret — so heißt sie doch? — so lange nicht auf dich warten. Ein, zwei Jahre kann's immer noch dauern. Wie wär's, überleg dir's, ob es nicht klüger wäre, du sagtest zu ihr geradeheraus: es ist besser, es ist aus zwischen uns." — „Das thue ich nicht, Herr Oberstjägermeister," antwortete Bernhard bestürzt, aber entschieden, „und die Margaret thut's auch nicht, das weiß ich. Aber jetzt bitte ich erst recht ganz unterthänigst um die gnädige Erlaubnis, einen Tag beurlaubt zu werden, damit ich hingehen und mit Margaret sprechen kann." Um seines Vorgesetzten Mund spielte ein ironisches Lächeln. Bernhard bemerkte es nicht. „Nun meinetwegen," sagte Pöllnitz gnädig, „kannst gleich morgen gehen; aber glaube mir, ich wollte dir zum Besten raten." Bernhard antwortete nichts mehr, sondern eilte vergnügt zur Thüre hinaus; er konnte nicht mehr hören, daß ihm der Oberstjägermeister spöttisch nachrief: „Wenn du den Vogel nur nicht ausgeflogen findest!"

So rasch, wie am folgenden Morgen, war Bernhard noch nie zum Fischhaus gekommen. Sehnsucht und Sorgen, beides zugleich, hatte seine Schritte beflügelt. Atem schöpfend, erhitzt von dem eiligen, schnellen Gehen stand er vor dem Hause still. Er sann noch einmal, wie er schon unterwegs gethan, wie er Margaret finden würde, ob sie im Garten in der Laube säße, wo sie zusammen das letzte Mal so traulich geplaudert, oder ob sie geschäftig am Herde bei der Mutter stehen würde, aber gewiß flog sie ihm freudig entgegen und legte die Arme um ihn, und in diesen vergaß er, daß er so lange sie entbehrt hatte. Es schien merkwürdig still im Hause, obwohl es bald auf Mittag ging und gerade um diese Zeit die Fuhrleute und dergleichen vor dem Fischhaus Halt zu machen und zu rasten pflegten; selbst der Hund an der Kette schien seines Wächteramtes zu vergessen, denn er lag schläfrig in seiner Hütte; allein er kannte den Ankömmling ja; ihn brauchte er nicht anzumelden, noch weniger vor ihm zu warnen. Bernhard trat in den Hof und lugte zum niedrigen Fenster hinein. Es war alles, wie es immer war, und doch schien ihm ein fremder Ton auf allem zu liegen. In der That war niemand im

Zimmer, kein Gast, keiner der Hausgenossen. Blank geputzt, wie sonst, standen die zinnernen und gläsernen Trinkgeschirre auf dem Rahmen, allein heute waren sie augenscheinlich noch nicht benutzt worden. Bernhard ging in den Garten. Die Zweige hingen über die Fliederlaube tief herein, verwirrt und vom Winde ineinander verflochten. War denn Margaret schon lange nicht mehr herausgekommen? Denn sonst müßten doch jene auseinander geteilt worden sein. In den Blumenbeeten, wo die letzten Astern blühten, die sonst Margaret so sorglich imstande hielt, hatte sich vordringliches Gras und Unkraut, das sie nie duldete, breit gemacht. Bernhard war es ganz wirr zu Sinn. Wie sie ihm das erklären würde?

Jetzt öffnete er die Thüre und trat in die Stube und von dieser in die Küche. Ein halblauter Ruf, aber nicht ein Freuden-, sondern eher ein Schreckenslaut tönte ihm entgegen. Aber er kam nicht von Margaret, sondern von Frau Dietlein, die am lodernden Feuer stand, das ihr bleiches Gesicht mit einem unheimlichen Schein umspielte. — „Guten Tag, Mutter!“ sprach Bernhard. — „Guten Tag!“ klang's ihm kühl und schroff zurück. — „Wo ist die Margaret?“ stieß Bernhard mühsam heraus; „Gott

sei davor, daß sie krank ist; ich gehe schon ums ganze Haus herum und finde sie nicht." — „Natürlich, wenn man wochenlang den geraden Weg zur Thür herein nicht mehr finden kann, dann schleicht man außen herum," war die Antwort. — „War's meine Schuld?" erwiderte Bernhard vorwurfsvoll, „wenn sie mich nicht fortgelassen haben, wenn mir keine Stunde Urlaub gegeben worden ist?" — „Da ist's eben der Margaret auch zu lang geworden," sagte nun die Alte höhnisch — „da ist sie verreist." — „Verreist?" fragte Bernhard erschrocken — „zu wem? Hab' ich doch nie gewußt, daß Ihr Freundschaft hättet in der Gegend!" — „Vielleicht vornehmere, als du meinst," spottete Frau Dietlein, „und daß ich dir's nur gleich sage: ich weiß, der Markgraf will auf deinem Dienst keinen Verheirateten haben, der Oberstjägermeister hat mir's selber ausgerichtet, und da giebt er die Erlaubnis zur Hochzeit doch nicht — und deinetwegen ihr junges Leben vertrauern, das kann ich der Margaret nicht zumuten." — „Und da soll sie," brauste Bernhard auf, „bei der vornehmen Freundschaft, deren Ihr Euch rühmt, wohl einen andern nehmen, der nach Eurer Meinung mehr wert und Eurem Hochmut genehmer ist

als ich?“ — „Warum auch nicht?“ sprach Frau Dietlein kalt. — „Verraten! verkauft!“ rief Bernhard außer sich und trat auf jene drohend zu, so daß sie erschrocken zurückwich, „wo ist die Margaret? Ich muß es aus ihrem eigenen Munde hören, daß sie nichts mehr von mir wissen will. Euch glaub' ich's nicht. Ihr habt mich nie leiden mögen, Euch war ich immer ein Dorn im Aug'. Jetzt, wo der Schein gegen mich spricht, war's Euch eine günstige Gelegenheit, die Margaret gegen mich aufzuhetzen. Ich weiß, sie denkt ganz anders.“ Wieder lachte die Frau höhnisch: „Frag sie, wenn du sie findest! Ich glaub' schon, daß sie dir dasselbe sagt wie ich.“ — „Nun dann, Fluch Euch!“ schrie Bernhard auf und eilte der Thüre zu. Frau Dietlein sah ihm noch durchs Fenster nach, wie er aus dem Hause stürzte und im Walde verschwand. Ohne eine Spur von Reue ob ihres Benehmens und ihrer Reden sich nur selbst merken zu lassen, trat sie wieder an das Fenster zurück und murmelte: „Der Narr soll sich in acht nehmen, wenn er sie findet; es könnte ihm leicht so warm werden wie dem Scheit da,“ und damit legte sie ein frisches Stück Holz auf die Glut.

In Bernhards Hirn ging es wild durcheinander.

Er wußte nicht, auf welchem Weg er war. Ziellos stürmte er fort. Er hätte zu den Eltern gehen und diese hätten ihm Auskunft geben können. Er fürchtete sich vor Margaret. Aber zurück in sein einsames Häuschen, das sie vielleicht nun gar nie betreten würde? Wie viel Schuld war ihr beizumessen? Daß Margaret ganz ohne solche sei, fing er jetzt selbst an nicht mehr so recht zu glauben. Trug er auch daran sein Teil, weil er doch sein Kommen verzögert, an seinem guten Willen am Ende Zweifel erweckt hatte? Und doch sagte ihm sein Gewissen, daß er nur äußerm Zwang widerwillig gefolgt war. Allein dieser kam ihm jetzt wieder so gar bedenklich vor. Warum auf der einen Seite die sichtliche Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, wo man ihn doch in einer Art Gefangenschaft gehalten hatte? Wo konnte der Aufenthaltsort Margarets sein? Nie hatte er in der That von ferner wohnenden Verwandten oder Freunden von ihr gehört. Dann glaubte und hoffte er wieder, daß das Ganze, was er erlebt, nur eine Intrigue der Alten gewesen, daß er zur ungünstigen Stunde ins Fischhaus gekommen sei, wo Margaret vielleicht wirklich nur ganz kurz in der nächsten Nachbarschaft oder in der Stadt abwesend gewesen und

die Mutter die erwünschte Gelegenheit benutzt habe, ein Lügengewebe zusammen zu spinnen, um ihren eigenen Wunsch durchzusetzen, den unwillkommenen Freier, als der er ihr eigentlich doch immer, wenn sie sich auch manchmal anders stellte, erschienen war, ein für allemal abzuweisen und los zu kriegen. Wenn er nur wüßte, wie er mit der Margaret daran wäre, dann konnte alles noch gut werden! So sinnend und grübelnd, Furcht und Hoffnung gegeneinander abwägend, lief er weiter und weiter, war längst aus dem heimischen Wald heraus und in einem andern, als er sah, daß er sich auf dem richtigen Weg nach Triesdorf zu befand, aber wie viel Zeit vergangen, seit er im Fischhaus die traurige Botschaft empfangen, wußte er nicht. Stunden mußten es sein, denn er merkte auf einmal, als er an einer großen, alle andern Bäume weit überragenden Fichte, die heute noch die „hohe“ heißt, vorüberkam, daß er nicht mehr weit entfernt von seinem Hause sei. Er rastete einen Augenblick unter dem Baume, der ihm immer als einer der schönsten in all den Forsten ringsum erschienen war.

Vor ihm wirbelte eine Staubwolke auf; er hörte das Herannahen eines Wagens; er erkannte, daß

es ein fürstliches Gefährte sei. Gepuderte Lakaien saßen auf dem Bocke; zwei Pikeure leiteten im Sattel das Viergespann. Der Wagen kam näher; er war offen; eine einzelne Dame saß darin. Konnte es die Markgräfin sein? Die war doch gleich nach der Hochzeit des Sohnes des Residenten, wie Bernhard hatte erzählen hören, wieder nach Schwaningen zurückgekehrt. Und doch war's eine vornehme Dame in reicher Kleidung, ein kleines Hütchen mit wallenden Federn auf dem Kopfe. Was kümmerte es ihn, wer es war? Er hatte anderes zu denken. Allein doch zog es sein Auge wieder zu dem nun ganz nahe gekommenen Wagen hin. Da blickte er erstarrt; ein Schrei, so herzzerreißend, wie er nur aus einer gequälten Menschenbrust kommen kann, rang sich aus den zusammengepreßten Lippen hervor: „Margaret!“ Die Pferde scheuten, wie der Mann unter der Fichte so plötzlich vortrat, als wolle er ihnen in die Zügel fallen, die Pikeure rissen sie mit fester Faust zurück, die Lakaien auf dem Bocke schrieen ihnen zu, aber die Dame im Wagen war, ihr Gesicht verhüllend, in die weichen Kissen zurückgesunken, dann stürmten die gebändigten Rosse wieder vorwärts. Wie ein Traumbild war's vorübergezogen.

War's auch ein Traumbild oder schreckliche Wirklichkeit, die über den armen Bernhard hereingebrochen war? Nein, er hatte Margaret nur zu gut erkannt. Sie war es, seine Margaret, aber wie ganz anders als früher! Nicht die Pracht des Gefährts, in dem sie saß, nicht die reiche Kleidung nur, die sie trug, nicht die goldene Spange, die sie an der Brust stecken hatte, sagte ihm, was sie geworden, sondern der Ausdruck ihres Gesichtes, in das er, wenn's auch nur einen Augenblick war, zu tief geschaut, um viel zu viel darin zu lesen: die Vernichtung nicht allein seines Glückes, sondern auch ihrer selbst, ihrer Unschuld und Ehre! Wie ein finsteres Gespenst stieg in ihm die Erinnerung an ihr eigentümliches Wesen, ihre ihn damals erschreckende Rede auf, als sie im Walde an seiner Seite den Markgrafen von der Jagd hatte heimreiten sehen. Aber mit keinem Worte war sie später mehr auf diesen Vorgang zurückgekommen, sie war ja wirklich — oder hatte er sich das doch nur eingebildet, sich eitel vorgespiegelt? — mit Herz und Sinn sein gewesen! Wie hatte der Markgraf nur den Weg zu ihr gefunden? Jetzt war ihm klar, daß man ihn absichtlich festgehalten hatte, ihm unmöglich machen wollte, vorzeitig etwas zu

erfahren, wo er noch vielleicht hätte helfen, sich und sie retten können. Aber daß ihm auch von seinen nächsten Berufsgenossen — so etwas redet sich doch herum — nie eine Andeutung gemacht worden war! Hatte der Markgraf so ganz im stillen und ohne Aufsehen seinen Raub in Sicherheit bringen können?

Es war in der That so geschehen. Der Anblick Margarets an jenem Jagdtage hatte auf den Markgrafen wie ein Zauber gewirkt und sein heißes Blut in eine Wallung gebracht, mit der sich freilich die treuen Erinnerungsgedanken an die verstorbene Geliebte, wie er sie, wie wir wissen, fest zu halten meinte, schlecht vertrugen. Leidenschaftlich, wie er war, nicht gewohnt, sich etwas zu versagen, voll Tyrannenlaune, gerade da, wo sich wirkliche oder scheinbare Hindernisse entgegenstellten, diese zu brechen, und wo verbotene Frucht winkte, diese zu pflücken, — war sein Sinn von jenem Augenblick an darauf gerichtet, Margaret nahe zu kommen und sie in seinen Besitz zu bringen. Daß sie, wie er gehört hatte, die Braut des eben erst in seinen besonderen Schutz genommenen jungen Försters war, kümmerte ihn wenig; ob er leichtes Spiel haben, sie willig ihm folgen würde, danach fragte er nicht:

eine Unterthanin war doch zu zwingen, wenn sie ja Widerstand zu leisten sich erkühnte. Und lange wartete Markgraf Karl nicht, wenn seine Leidenschaft sich ein Ziel gesetzt hatte. Darum ritt er gleich am folgenden Morgen nach dem Fischhaus hinaus und kam wieder und wieder. Aber nicht lange hatte er es noch nötig. Frau Dietlein war ihm kein Hindernis; ihr hatte schon die erstmalige Einkehr des Fürsten in ihrem Haus den Kopf verdreht, und Margaret? Zuerst allerdings Weinen und Sträuben, dann schon allmählich ein Nachgeben auf die Einflüsterungen der kupplerischen Mutter und immer mehr Gefallen an der Werbung des mit schönen Kleidern, Putz und Geschenken sie überhäufenden — wie sie damals von ihm gesagt, schönen und ritterlichen — Herrn, und — warum kam doch auch Bernhard gar nicht, sie nur einmal zu sehen, während der Markgraf so oft erschien? — Ihr Traum ging vollends der Erfüllung zu: sie hatte die verhängnisvolle Blume gebrochen und ihr Gift mit lüsternem Behagen eingesogen. Ganz in der Stille brachte sie der Markgraf vom Fischhaus weg und zuerst nach dem Falkenhaus bei Gunzenhausen, das also doch, wie der menschenkundige Zocha vorausgesagt, wieder

die Stätte geheimer Liebe werden sollte; nur die Vertrautesten seiner Umgebung wußten darum, der Oberstjägermeister zumal, der den besonderen Auftrag erhielt, auf Bernhard zu achten und diesen keinen Verdacht schöpfen zu lassen. Jetzt, nachdem Wochen verstrichen waren, glaubte der Markgraf schon weniger Rücksicht auf die öffentliche Meinung oder gar den ihm, wie er sich aus Margarets Hingebung deuten konnte, nun ganz ungefährlichen Förster nehmen zu müssen, und so war die neue fürstliche Geliebte heute zum erstenmal nach Ansbach gekommen und von da nach Triesdorf gefahren. Aber mit ihr sich schon im Wagen zu zeigen, dazu hatte der Markgraf doch noch nicht den rechten Mut; allein er wollte ihr alsbald folgen.

Und auf diesem Wege war sie Bernhard begegnet. Unfähig, zu denken und zu handeln, lehnte dieser in sich zusammengebrochen, nur krampfhaft die Faust geballt, am Stamme der hohen Fichte. Wenn der Markgraf jetzt ihm in den Weg kam! Wie mechanisch griff er zur Seite, um nach seinem Gewehr zu fassen. Er griff ins Leere, er hatte es zu Hause gelassen. Was hatte er die Waffe auf dem friedensvollen Gange vonnöten, den er zu ihr zu machen

gedachte? Da tönte der Hufschlag mehrerer Pferde an sein Ohr. Bei Gott und allen Heiligen! Er war's, der Markgraf, er allein, nur vom Oberststallmeister Reizenstein begleitet. Wie es kam, Bernhard wußte es später selbst nicht mehr: er stand mitten im Wege und war dem Markgrafen in die Zügel gefallen. Zuerst erschrocken, dann schon zitternd vor Wut, riß dieser sein Pferd zurück: „Bube, was wagst du!" Reizenstein suchte Bernhard zurückdrängen; allein dieser wich nicht, und, immer noch den Rappen am Zügel haltend und dem Markgrafen fest ins Auge sehend, schrie er ihn mit heiserer Stimme an: „Mein Mädchen gieb mir zurück! Ehrenräuber!" Reizenstein erblaßte; mit den Zähnen knirschend, erhob sich der Markgraf im Sattel. — „Verruchter!" schäumte er und, sich zum Oberststallmeister zurückwendend: „Reizenstein, deine Pistolen her!" — „Sie sind nicht geladen, Durchlaucht!" antwortete dieser unsicher. Da fühlte der Markgraf sein Pferd frei; Bernhard war im Walde verschwunden. — „Gottes Zorn über dich!" schnaubte der Markgraf seinen Begleiter an. „Soll der Bube entwischen? Rad und Galgen sind ihm gewiß. Du stehst mir für ihn ein; ist er bis zu Abend nicht zur

Stelle, so sollst du's büßen. Laß den Wald durchstreifen, die Dragoner aufsitzen! Vorwärts!"

Die Rosse stoben dahin. In kurzem hatten sie das Schloß erreicht. Der Markgraf bog in den Hof ein. Da knallten hinter ihm zwei Schüsse. Betroffen sah er zurück und eben noch, wie sich der Rauch aus Reizensteins Pistolen verzog. — „Was heißt das?" fragte er wild. — „Daß ich meine Pistolen lieber jetzt abgeschossen habe," antwortete der Oberststallmeister ruhig, „als wenn es Durchlaucht vor einer Stunde gethan hätten. Der Bursche hat sich schwer vergangen an Euer Durlaucht, aber, halten diese mir es zu Gnaden, Eure Durchlaucht haben sich auch verfehlt an dem, was ihm sein Liebstes war." — „Wer erlaubt dir, mir Moral zu predigen?" fuhr der Markgraf zornig auf. — „Mein Gewissen! Mein gnädigster Herr haben mir noch immer gestattet, frei und offen meine Meinung zu sagen. Der Bernhard verdient schwere Strafe, weil er sich gegen seinen Landesherrn unehrerbietig benommen hat, und sie soll ihm nach Gesetz und Urteil in aller Form Rechtens werden, aber ihn selbst über den Haufen zu schießen, wie einen tollen Hund, das wäre Euerer Durchlaucht nicht würdig gewesen." — „Aber du legst

mir ihn heute noch in Ketten und Banden," befahl der Markgraf finster und ritt an das Portal. — „Es soll geschehen," entgegnete Reizenstein und lenkte sein Pferd dem Kavalierhause zu.

Bernhard war, wie er dem Markgrafen sein zornig Wort zugerufen hatte, zur Besinnung gekommen und sich sofort bewußt geworden, was er gethan, daß er Leib und Leben verwirkt habe. Er hatte seinem gepreßten Herzen Luft gemacht, dem Räuber seines Lebensglückes gesagt, was er war. Sollte er aber nun dessen Häschern, die jetzt im Augenblick gegen ihn losgelassen werden mußten, sich willig gefangen geben? Er kannte zu gut seines Feindes Denkart und die raffinierte Tortur der Justiz seiner Zeit, als daß sich nicht Jugendkraft und Lebenslust trotz allen Elends, das über ihn hereingebrochen, dagegen gesträubt hätten, so wohlfeilen Kaufs seine Freiheit und sein Leben preiszugeben. Auf Gnade hatte er nicht zu rechnen, nur schleunige Flucht konnte ihn retten. Sie konnte gelingen: er kannte alle Schleichwege in den ausgedehnten Wäldern, einigen Vorsprung hatte er vor seinen Verfolgern, die Grenze des Markgrafentums war nicht zu weit entfernt. Wie er sich einmal klar geworden war, daß er sich

retten wollte, war ihm alle Spannkraft seines Geistes, seines Mutes wiedergekehrt. Er dachte jetzt nicht mehr an sein Unglück, seinen Verlust, an Margaret, sondern nur an die Not und Pflicht des Augenblicks. Stundenlang war er nun schon im Walde gegangen, immer vorsichtig sich deckend, jedem betretenen Wege ausweichend, und so in die Nähe seines väterlichen Hauses gekommen. Sollte er wie ein Verbrecher — vor seinem Gewissen war er ja das nicht — an diesem vorübereilen, hinaus in die ungewisse Zukunft, in die Verbannung, ohne Vater und Mutter noch einmal gesehen zu haben? Er vermochte es nicht. Leise trat er über die lange nicht mehr betretene Schwelle. — „Vater! Mutter!“ Aber sie erschraken vor seinem Gruße, als dieser so überraschend ihnen geboten ward, als sie in des Sohnes verstörtes Gesicht blickten. Und mit fliegender Hast erzählte er ihnen alles. Stumm, Zorn im Auge, blickte der Vater zu Boden; in den Sessel gesunken, schluchzte die Mutter. — „Es hilft jetzt alles nichts,“ sagte der Alte ernst und entschieden, als Bernhard seinen traurigen Bericht geendet, „wir haben's kommen sehen, wir beide, daß der schlimmen Mutter Hoffart und des Mädels Eitelkeit dem Bernhard

noch ein Herzeleid bereiten; daß es so arg kommen würde, haben wir freilich nicht geahnt. Es hilft nichts, der Junge muß fort, und wenn uns Alten das Herz auch bricht und wir nun einsam sterben müssen. Und ohne Zögern, gleich muß er weg, jeder Augenblick kann Gefahr bringen. Herunter mit dem Jagdrock, am Sklavenkleid erkennt man dich, da nimm den grauen Kittel! und" — er war nach dem Wandschränkchen gegangen und hatte ein kleines Beutelchen herausgenommen — „da ein Zehrpfennig auf den weiten Weg! Gott wird dich nicht schutzlos lassen! Es giebt noch mehr Herrendienst in der Welt, als den" — und seine Stimme sank zum Flüstern herab — „bei einem kleinen Tyrannen. Sieh, daß du nach Nürnberg kommst. Die Stadt braucht immer tüchtige Jagd- und Forstleute in ihrem Sold. Die Grenze ist nahe, du weißt den Weg!"

Bernhard sank vor den Eltern auf die Knie, und sie legten ihm die Hände aufs Haupt zum Segen und Lebewohl. Dann ging er wieder in den Wald. In einer Stunde konnte er leicht über der Grenze sein. Und er überschritt sie auch unangefochten. Konnte er sich unentdeckt nach Nürnberg durchschlagen, dann war er geborgen. In Nürnberg war man

mit der Auslieferung von Leuten, die dem Markgrafen von Ansbach unangenehm waren und die er requirierte, nicht so schnell und gefügig bei der Hand. Jener hatte da schon schlimme Erfahrungen mit der Reichsstadt gemacht. Es war Nacht geworden, und unter ihrem Schutze glaubte sich Bernhard noch sicherer; darum hielt er es auch nicht für bedenklich, wenn er in ein Wirtshaus an der Straße trat, da er sich nachgerade übermüdet fühlte und eine Erquickung ihm not that. Ein lustiges Singen tönte ihm aus dem spärlich erleuchteten Zimmer entgegen, in dem er sich still in eine Ecke setzte, um das ihm hingestellte Glas Bier rasch zu trinken und dann seinen Weg wieder fortzusetzen. Er achtete nicht auf die Gesellschaft um ihn her; er sah nur flüchtig, daß an einem andern Tische ein paar hochgewachsene, martialisch aussehende Männer, von denen einer einen großen Schnauzbart trug, saßen und mit ein paar jüngern Burschen zechten. Jetzt hatten sie diesen wieder das Glas gefüllt. — „Stoß an auf gute Kameradschaft!“ rief einer der Älteren, „sollst sehen, wie gut du es haben wirst in des Königs Rock. Hat mancher in seinem Heere schon sein Glück gemacht; zum Feldwebel kann's einer, der sich gut führt und

auf den Dienst aus ist, leicht bringen." Und der Junge stürzte sein Glas hinunter; es war nicht das erste, das er schon geleert. Dann stieß er den, der ihm zugetrunken, vertraulich an: „Dort drüben sitzt einer, den Ihr vielleicht auch brauchen könnt." Der andere schaute in die Ecke, wo Bernhard Platz genommen hatte; dieser hatte sein Glas erst halb ausgetrunken und den Kopf auf die Hand gestützt. Seine Gedanken waren ganz anderswo als in der fremden Wirtsstube. Darum fuhr er schreckhaft zusammen, als er einen derben Schlag auf seiner Schulter fühlte und der Mann mit dem Schnauzbart vor ihm stand und ihn fragte: — „Welche Hühner haben denn Euch das Brot weggenommen, daß Ihr gar so trübselig dasitzt? Kommt zu uns herüber. Und schaales Bier? Ist das der rechte Trank für einen kräftigen und jungen Menschen, und gar erst, wenn er ein Kümmernis hat, wie Ihr eins zu haben scheint? Da nehmt von unserm Wein" — und er holte ein Glas herüber — „stoßt an auf des Königs von Preußen Wohl!" — „Das will ich gerne thun," sagte Bernhard, „aber sonst danke ich Euch für Eure Freundlichkeit; laßt mich gehen! ich tauge nicht in Eure Gesellschaft." — „Habt Ihr Grillen gefangen, will

ich sie Euch vertreiben," sagte der andere und nahm Bernhard unter dem Arm und führte ihn an seinen Tisch. „Macht Platz, ihr Herren, für unsern Gast" — und die andern rückten zur Seite.

Bernhard fühlte jetzt erst, wie zusammengebrochen er war; die furchtbare geistige und leibliche Aufregung, in der er sich seit Stunden nun befunden, war einer schweren Mattigkeit gewichen. Der Wein stärkte ihn. Er glaubte in der That, die ärgste Gefahr hinter sich zu haben und sich etwas Ruhe gönnen zu können. Allein, wenn nur ein leises Geräusch draußen zu vernehmen war, sah er ängstlich nach der Thüre, und auf die Fragen seiner Tischgenossen gab er zerstreute Antwort. — „Mit dir ist's was Besonderes," hub der, der ihn eingeladen und sich schon seine eignen Gedanken über seines neuen Gastes eigentümliches Wesen gemacht hatte, vertraulich an, „du thust ja, als ob dir jemand hinter den Fersen her wäre, und hast doch so ein ehrlich Gesicht. Arges kannst du nicht verbrochen haben, wenn sie dir ja nachsetzen. Bist vielleicht dem Markgrafen davongelaufen? Soll öfter vorkommen, daß die Leute aus seinem strengen Dienst gehen und sich einen besseren suchen. Ich könnt' dir auch einen weisen, da

wärst du sicher, daß kein Mensch, und wenn's der Markgraf in eigner Person wäre, dir ein Härlein krümmen könnte." — „Ihr?" fragte Bernhard zweifelnd. — „Ja, ich," antwortete der andere kurz und schlug wie zur Bekräftigung mit der Faust auf den Tisch; „ich will's dir gerade heraus sagen. Der und ich," und er deutete auf seinen Gefährten, der gleich ihm das soldatische Aussehen hatte, und zugleich öffnete er seinen Überrock und zeigte am Kragen seines Unterkleides Bernhard das diesem wohlbekannte Abzeichen eines preußischen Feldwebels, „wir sind Leute von dem Berling, dessen Lieutenant als Werbeoffizier drüben in Stein liegt. Da nimm," und er holte eine Rolle aus der Tasche, aus welcher er einige blanke Thaler auf den Tisch fallen ließ, „nimm Handgeld! komm mit uns! Es giebt bald Krieg, es liegt einer in der Luft, und da müssen solch Prachtbursche, wie du einer bist, vorwärts kommen! Hand her! schlag ein!" Aber Bernhard zögerte. Da ward's auf der Straße lebendig, Stimmen riefen durcheinander; es war, als ob Reiter von den Pferden absäßen und sich dem Hause näherten. — „Mach schnell!" rief der Werber, „das sind die, die dich suchen. Haben sie dich, dann bist du verloren. Willst

du aber unser sein, dann schützt dich mein König, und sie sollen's, wer sie auch sein mögen, mit uns zu thun haben." Schon kam's näher an die Thüre. — „Schlag ein!" mahnte noch einmal der Preuße, und Bernhards Hand fiel schwer und kräftig in die seine.

In diesem Augenblick wurde die Thüre heftig aufgestoßen, und zwei markgräfliche Dragoner traten ein. Sie warfen einen spähenden Blick auf den Tisch, an dem die Anwesenden saßen. — „Wer seid ihr?" fragte barsch einer der Reiter. — „Habt ihr's so eilig, es zu wissen?" antwortete der Werber. — „Wir suchen einen, den der Markgraf hängen lassen will," polterte der Ansbacher heraus. — „Da seid ihr gerade recht daran," entgegnete der andere, „ihr seid auf Nürnberger Gebiet; die Nürnberger hängen auch keinen, bevor sie ihn haben. Also könnt' ihr schon noch ein wenig suchen!" Indes hatte der andere Dragoner Bernhard scharf ins Auge gefaßt. „Wer bist du?" fragte er. — „Das ist des Königs von Preußen Majestät Mann," kam der Werber Bernhard zuvor und schlug jetzt wieder seinen Rock zurück, „und ich bin's auch. Merkt's euch, ihr Herrn! bei uns sucht man keinen, den euer Mark-

graf justifizieren will. Und dann seid ihr nicht mehr im Ansbachischen, und auf anderer Herren Gebiet jagt man nicht, wenn's auch Wild dort giebt. Da ihr aber müde sein werdet von eurem, wie es scheint, bis jetzt erfolglosen Ritte, so nehmt unsern Platz ein. Wir müssen gehen." Und dabei gab er den andern einen Wink, und wie die beiden Dragoner einander noch ratlos anschauten, war der Werber und mit ihm Bernhard ihren Augen entschwunden.

VIII.

Margaret stand in dem Speisezimmer des Lustschlosses, in dem der Markgraf an dem Abend des Tages, da er sie zum erstenmal gesehen, seiner Umgebung so zerstreut erschienen war. Befriedigt schaute sie auf die sie rings umgebende fürstliche Pracht, die jetzt doch gewissermaßen in ihren Mitgenuß gekommen war und von dem, was bisher ihr eigen gewesen, so sehr abstach, ohne Erröten auf die Götterbilder an den Wänden und sich selbst auch, als ihr das eigene Bild in einem großen, bis auf den Fußboden niederreichenden Spiegel entgegentrat, und sie fand, daß das Atlasmieder, das ihre Büste umspannte, ihre üppige Gestalt erst recht zur Geltung brachte, daß ihre blonden Locken durch den Puder, der jetzt über sie gestäubt war, nichts verloren hatten, ja daß sogar

das Schönheitspflästerchen, welches sie, der nun sie zwingenden Mode gehorchend, auf die rote Wange gelegt hatte, auch deren Frische nicht beeinträchtigte. Und sie weidete sich am Anblick des Silbergeschirres, das die Tafel schmückte, welche nur für sie und den Markgrafen gedeckt war. Ihr Auge lachte, als sie es zum Fenster richtete, um nach dem auszublicken, dem es so schnell gelungen war, ein anderes Bild aus ihrem Herzen zu verdrängen. Und doch war dieses erst vor wenigen Stunden so traurig und unglücklich, so an ihr Gewissen sprechend vor ihr gestanden! Allein dieses Gewissen war zur Ruhe gegangen, die Lust und Eitelkeit ihres neuen Lebens hatte es in tiefen Schlaf gelullt. Was kümmerte es sie noch, wie es Bernhard erging? Auch jetzt nichts, wo der Markgraf eintrat, sie aber, als sie ihm zum Gruße entgegeneilte, achtlos beiseite schob und, Hut und Handschuhe auf den Tisch werfend, spöttisch sie ansah und sagte: „Was meinst du, Margaret, was für eine seltene Freude du noch heut abend haben kannst?“ Sie schaute ihn fragend an. — „Daß du deinen alten Schatz darfst vor diesem Fenster da hängen sehen.“ Nur ein wenig zuckte es in den blauen Augen. „Von wem redet Ihr?“

sprach sie dann ruhig. — „Wie du dich verstellen kannst, Liebchen!“ spottete der Markgraf, „als ob du es nicht doch recht gut mit ihm gekonnt hättest und nicht ihm zu lieb damals auch zu jener Jagd gegangen wärest? Der Bernhard hat dich ja lang nicht mehr gesehen; da muß ich ihm zum Abschied doch noch einmal deinen Anblick gönnen. Es wird ihm wohlthun in seinem letzten Stündlein, wenn ihn der Profoß hinaufzieht, wenn ich dich dann in meinen Armen halte und deinen roten Mund küsse, wie er es einst gethan hat.“ Und scharf fixierte er bei diesen schneidenden Worten das Mädchen, wie weit sie es wohl getroffen haben möchten. Etwas hatten sie Margaret erschreckt, aber sehr tief waren sie nicht gedrungen; sie hielt dieselben höchstens für eine plötzliche Anwandlung von Eifersucht des neuen Geliebten gegen den alten; an seine launischen Ausbrüche, in welchen dann auch seine Rede kein Maß und Ziel kannten, war sie schon etwas gewöhnt; aber ebenso war sie sich auch schon der Macht ihres Einflusses auf den Markgrafen bewußt geworden, und so tröstete sie sich, daß sie, wenn wirklich dieser etwas Schlimmes gegen Bernhard im Schilde führen sollte, dies bei Zeiten erfahren und dann noch immer

großmütig für jenen bitten könne. Jetzt wollte sie die finstern Wolken von der Stirn des Fürsten scheuchen, sie zog ihn zum Tische, legte die Arme schmeichelnd um seinen Nacken und reichte ihm erst das Glas mit dem feurigen Ungarwein und dann die feurigen Lippen.

Allein beim Markgrafen verfingen ihre Aufmerksamkeiten und Liebkosungen an diesem Abend wenig. Immer schaute er nach der Thüre, sprang auch wieder einmal auf, um selbst hinauszugehen und zu fragen, ob sie noch immer den Bernhard nicht eingebracht hätten. Aber man hatte von diesem nichts gesehen und gehört. Da ritt am andern Morgen in aller Frühe schon der Markgraf nach Ansbach, um dort die Nachforschungen mit mehr Nachdruck zu leiten. Allein auch dieser Tag verging fast, und alle die ausgesandten Spähem, die die Wälder ringsum durchstreift hatten, kehrten ohne den Flüchtling zurück. Auch bei dem alten Förster war nachgesucht worden; ehrlich hatte er gestanden, daß sein Sohn bei ihm gewesen, daß er aber nicht wisse, wohin er gegangen. Pöllnitz bewirkte beim Markgrafen, daß gegen den Vater nicht weiter vorgegangen wurde. Endlich am späten Abend kamen die zwei Dragoner, die in der

Schenke an der Straße mit Bernhard zusammengetroffen waren; sie erzählten dem Oberststallmeister von dem Manne, den sie bei einem preußischen Feldwebel gesehen und den sie nach seiner Herkunft gefragt hätten, der aber von jenem für einen Soldaten seines Königs erklärt worden sei. „Und ihr Esel habt euch das aufbinden lassen?" fuhr Reizenstein wütend auf sie ein, „wie sah der Mann aus?" Sie beschrieben ihn. — „In Stock und Eisen mit euch!" schrie außer sich der Oberststallmeister, „das habt ihr natürlich nicht gemerkt, daß der Bernhard nun mit dem Werber auf und davon ist und wir das Nachsehen haben." Die unglücklichen Soldaten wurden in das Gefängnis abgeführt. Der Markgraf tobte; es war nicht geraten, sich ihm zu nahen, und unmöglich, mit ihm auszukommen. Nach Triesdorf kehrte er nicht zurück. Margaret konnte auf ihn warten. So sehr war er von der Leidenschaft zu ihr nicht beherrscht, daß er anderes, wichtigeres darüber vergessen hätte, und etwas derart hielt ihn in Ansbach fest, aber etwas, was nicht dazu beitragen konnte, seine üble Laune zu mildern. Im Gegenteil, der Zorn über seine verfehlte Rache an Bernhard war nur wie ein Wetterleuchten, das Gewitter

zog erst heran, und sein Ausbruch sollte fürchterlich werden.

Es war nun über ein Vierteljahr verflossen, daß der Markgraf jene Diamanten von den beiden Juden, dem Residenten und seinem Freunde Ischerlein, gekauft und ihnen den Auftrag gegeben hatte, mit einem Teil derselben den Stern des roten Adlerordens besetzen zu lassen, welchen er dem Könige von England schicken wollte. Der Resident, an welchen zunächst jener Auftrag ergangen war, hatte Ischerlein nach Nürnberg gesandt, um dort mit einem der angesehensten und kunstfertigsten Juweliere ins Benehmen zu treten und die gewünschte Fassung in möglichst vollendeter Weise zu bewerkstelligen. Sie schien nach Wunsch des Markgrafen ausgefallen zu sein, denn als Ischerlein nach einiger Zeit persönlich die prächtige Ordensdekoration dem Fürsten vorlegte, warf dieser zwar nur einen flüchtigen Blick auf sie, aber er lobte die gute Ausführung seines Auftrags, den Glanz und das reine Wasser der Steine und befahl die sofortige Verpackung und Absendung der Insignien an ihren Bestimmungsort. Von der Überbringung derselben durch einen Spezialbevollmächtigten, wie man an=

fänglich vorgehabt, war aus einer dem Markgrafen sonst nicht geläufigen Anwandlung von Sparsamkeit abgesehen und sein Geschäftsträger am englischen Hofe mit der Überreichung an den König betraut worden. Seit Wochen wartete man nun schon auf eine Nachricht aus London, auf das Dankschreiben König Georgs, das doch unmöglich unterlassen werden konnte. Allein nur die Mitteilung kam, daß der Orden in feierlicher Audienz übergeben worden war; eine persönliche Kundgebung des Monarchen blieb aus. Markgraf Karl fühlte sich auf das empfindlichste berührt und gekränkt, allein noch ließ er davon seine Umgebung nichts merken. Als aber wieder Wochen vergangen waren, konnte er seine Gereiztheit über dieses vergebliche Warten, diese Unhöflichkeit des Hofes von Buckingham nicht mehr länger verbergen; was auch gar nicht nötig war, indem im Kreise seiner Räte und Höflinge auch schon im stillen genug der Mutmaßungen über die Seltsamkeit und Besonderheit der Sache ausgetauscht worden waren. So war es dem Oberhofmarschall v. Seckendorf nicht im geringsten Grade auffallend, als ihm eines Tags der Markgraf den Befehl erteilte, in London die genauesten Erkundigungen, mög-

lichst direkt in der Umgebung des Königs, einzuziehen, was diesen abgehalten haben könne, der einfachsten Pflicht der Höflichkeit nachzukommen.

Diese Aufschlüsse waren nun endlich, gerade in diesen Tagen, welche den Markgrafen über den Angriff und die resultatlose Verfolgung Bernhards so aufgeregt hatten, eingetroffen. Sie enthüllten so Ungeahntes und Rätselhaftes, daß Seckendorf, nachdem er das Schreiben seines Beauftragten erbrochen, dieses ganz fassungslos in den Händen hielt, dann immer und immer wieder las und schließlich wieder nicht wußte, was er gelesen. Endlich raffte er sich auf, um es dem Herrn zu bringen und Vortrag zu erstatten. Er zitterte vor diesem Gang. Der Markgraf mußte ihm seine Furcht ansehen; denn kaum hatte Seckendorf das Audienzzimmer betreten, so rief er ihm lebhaft zu: „Ihr seht ja aus wie ein Gespenst; was für einen Brief habt Ihr in der Hand? Aus London?“ — „Ja, Durchlaucht!“ stotterte der Oberhofmarschall. — „Bei Gottes Zorn!“ fuhr der Markgraf auf, „was wird darin stehen, daß es Euch so aus aller Contenance gebracht hat? Lest vor!“ Und der arme Seckendorf begann zu berichten, zitternd und zagend, mühsam Atem holend

und dabei den gespannt zuhörenden, immer unruhiger werdenden Fürsten im Auge behaltend, daß der König von England nur aus ganz besonderen Rücksichten auf seinen durchlauchtigsten Herrn Vetter von Brandenburg-Ansbach die Danksagung für die von diesem ihm zugedachten und übersandten Insignien seines hohen Ordens vom roten Adler unterlassen habe, weil er ihn nicht habe kränken wollen, indem es eigentlich zwischen fürstlichen Personen nicht üblich sei, Ordensauszeichnungen und Dekorationen mit „böhmischen Steinen" anstatt echter Diamanten auszutauschen. Der Oberhofmarschall konnte seinen Vortrag kaum zu Ende bringen. Bei den Worten von den böhmischen Steinen, die den kostbaren Brillanten untergeschoben worden sein sollten, sah er das Auge des Markgrafen in hellem Zornfeuer sprühen und seine Faust sich ballen und ihn selbst wie ohnmächtig auf einen Stuhl sinken. Er brauchte Zeit, sich zu erholen. — „Ich habe nach dem Fraischvogt geschickt, Durchlaucht," meldete Seckendorf, als er glaubte, es wagen zu dürfen, wieder zu seinem Herrn zu sprechen. „Das nötigste wird doch sein, daß wir uns der Person des Juden Ischerlein versichern, der die Besorgung der Fassung des Ordens-

sternes übernommen und das Schurkenstück verübt hat. Ich höre den Fraischvogt kommen.“ Er öffnete die Thüre und ließ den Angemeldeten, den Inquisitionsrat Barabeau, welcher unter dem genannten Titel in einer etwa unserm Staatsanwalte entsprechenden Stellung zur Wahrung der öffentlichen Rechtspflege zunächst dem Stadtvogt zur Seite stand, eintreten. Grimmig lächelnd sah ihn der Markgraf an. „Freut Euch, Fraischvogt, ich schaff' Euch einen guten Braten; bringt mir heut noch zur Stelle den verdammten Juden, den Ischerlein, auf die Wülzburg und nehmt gleich den Henker mit. Morgen komme ich nach!“

In kurzem hatte der Fraischvogt seine Schuldigkeit gethan. Räb Ischerlein war zu seinem Unstern eben von Fürth, wo er sich zeitweise aufgehalten hatte, nach Ansbach zurückgekehrt und, ohne hier noch jemanden gesehen und gesprochen zu haben, in seiner ärmlichen Wohnung im Bette ergriffen und aufgehoben worden. Der Markgraf hatte befohlen, möglichst geheim und in der Stille bei der Verhaftung vorzugehen, und so hatte Barabeau für diese die Nacht abgewartet, so daß es wirklich niemand in der ohnehin abgelegenen Gegend, in welcher

Ischerlein hauste, es gewahr wurde, wie man den gefesselten, vor Schrecken sprachlosen Juden die gebrechliche Treppe seiner Hütte herabschleppte, in einen bereit gehaltenen Wagen setzte und mit ihm davon fuhr. Kein Wort wurde mit ihm gesprochen, und von seinen bebenden Lippen kam auch keine Frage. Aber er ahnte, daß die schnelle Fahrt ihm von Unheil sein würde. Nach langen qualvollen Stunden merkte er, daß der Wagen langsamer fuhr, daß es einen steilen Berg hinanging, Fallgatter aufgezogen wurden und das Dunkel eines langen, hochgewölbten Thorwegs ihn umfing. Dann hielt der Wagen in einem großen Hofe; Soldaten umringten ihn, und halb leblos schon wurde Ischerlein in ein finsteres Loch geworfen.

In aller Frühe machte sich der Markgraf, dem man sofort die glücklich vollzogene Gefangennahme des Betrügers gemeldet hatte, nach der Wülzburg auf. In der Mittagsstunde kam er auf ihr, der oberhalb der ehemaligen freien Reichsstadt Weißenburg gelegenen Bergfeste, die auch zum Staatsgefängnisse diente, an. Der Festungskommandant hatte ihm ein Mahl richten lassen. Nur einen Becher Wein stürzte er hinunter. — „Erst das Gericht,

dann das Mahl!" befahl er kurz. Dann trat er in den großen Saal im Kommandantenhaus, in welchem schon der Fraischvogt seiner wartete. Nur der Oberststallmeister Reizenstein und der Minister Lynker, der Präsident des Justizrates, waren mit dem Markgrafen gekommen. Mit Besorgnis sahen sie diesen an; schon wie sie näher und näher der Wülzburg gekommen waren, hatten sie bemerkt, wie es mehr und mehr in ihm kochte und gärte, wie einer jener fürchterlichen Ausbrüche, in denen sein böſester Geist ihn beherrschte, bevorstand. Er lehnte am Fenster mit dunkel gerötetem Gesicht, vorgetretenen Augen, fast einem Tiger zu vergleichen, der bereit ist, sich auf seine Beute zu stürzen, wenn sie sich seinen lauernden Blicken zeigt. Da horchte er plötzlich auf. Auf dem Gang draußen ließ sich ein elend Wimmern und Winseln vernehmen; die Thür that sich auf, und unter ihr erschien, mehr hereingestoßen als hereingeführt, die Jammergestalt des Juden, dem alles Blut aus dem Gesicht gewichen war. Als er des Markgrafen ansichtig wurde, stürzte er auf die Knie nieder und hob die Hände flehend empor. — „Wo sind meine Diamanten?" fuhr der Markgraf auf den Unglücklichen ein. Die bleichen

Lippen Ischerleins bewegten sich wieder bebend, allein sie brachten keinen Laut heraus. — „Soll ich dir mit glühenden Zangen deine verfluchte Zunge herausziehen lassen, daß sie reden kann?“ schrie jener wieder; „wo hast du die Diamanten gelassen?“ — „Sind sie doch gefaßt worden für den König von England,“ stammelte der Jude. — „Ja gestohlen, gefälscht hast du sie! Wo sind die echten?“ — „Haben doch Euer Durchlaucht selbst gehabt den Stern in der Hand und gelobt die Steine,“ wimmerte Ischerlein, dessen Gedanken sich doch wieder etwas zu sammeln schienen. Allein seine Augen schweiften ängstlich im Saale umher. Er hatte bemerkt, daß der Markgraf einen Wink zur Seite gegeben hatte und aus einer Nebenthür ein Mann eingetreten war, dessen Anblick ihm den Todesschweiß auf die Stirne trieb. Er trug etwas unter seinem Mantel, das er jetzt hervornahm und auf den Tisch legte, der mitten im Saale stand; es war ein breites, blitzendes, scharf geschliffenes Schwert. — „Um des allbarmherzigen Gottes willen,“ ächzte Ischerlein, „ich will alles gestehen, ich hab's gethan, Herr Markgraf. Allein schont mein Leben; ich will Euch wiedergeben die Steine und noch zahlen zehnfach, hundertfach ihren Wert.“

Allein, jetzt nicht mehr wild und zornig, sondern furchtbar kalt dreinsehend, gab der Markgraf dem Scharfrichter, der an den Tisch getreten war, ein Zeichen. Da trat der Oberststallmeister vor, wie um ein fürbittend Wort einzulegen. Der Markgraf ließ ihn nicht dazu kommen. „Spar dir die Mühe heute," sagte er nicht unwillig, aber entschieden abweisend. „Meister Hämmerling, thu deine Pflicht!" Noch immer lag Ischerlein jammernd, schon jetzt einer Leiche gleich, am Boden. Mit mächtigem Griffe hatte ihn nun der Scharfrichter emporgehoben, eine Schlinge aus seiner Tasche gezogen und mit dieser den Malefikanten auf einem Stuhl festgebunden. Jetzt griff er nach dem Schwerte, um ihm den Todesstreich zu versetzen. Selbst bleichen Angesichts, waren die Anwesenden zur Seite getreten. Nur der Markgraf blieb, ohne seine Miene zu verändern, mitten im Saale stehen. Da schrie Ischerlein noch einmal aus seiner Todesangst heraus: „Gnade! Gnade!" und begann mit seinem Stuhle um den Tisch herum zu laufen, um dem Markgrafen nahe zu kommen. Es war ein entsetzliches Schauspiel, das sich buchstäblich so, wie wir es erzählen, zugetragen. Jetzt wollte Ischerlein schon um

die Ecke biegen, da holte der Scharfrichter, seinen langen Arm weit vorstreckend, zum Schlage aus, und über den Tisch hinüber traf er den Hals des Unglücklichen mit so wuchtigem Hiebe, daß dieser ächzend zu Boden sank und sein Blut hoch an die weißgetünchte Wand hinaufspritzte. — „War ich wieder einmal zu sehr der wilde Markgraf?" fragte der strenge Richter finster die ihn Umgebenden, die alle noch sprachlos standen, „kommt, wenn eure Nerven zu schwach sind, so etwas zu sehen" — und er wies auf die Leiche am Boden — „jetzt können wir essen gehen!"

IX.

Der Markgraf war nach Ansbach zurückgekehrt. Man hatte noch nichts in der Stadt von dem Blutgericht auf der Wülzburg erfahren, am allerwenigsten der Resident. Er wußte, daß Ischerlein in diesen Tagen von Fürth nach Ansbach kommen würde, und hatte schon auf ihn gewartet. Als er ausblieb, konnte er sich diese an jenem sonst nicht gewohnte Unregelmäßigkeit zwar nicht erklären, aber er machte sich weiter keine Gedanken darüber. In eigentlicher geschäftlicher Verbindung stand er seit der Rückzahlung jenes Darlehens an die Landschaftskasse nicht mehr mit ihm; aber nicht mehr mit ihm zu verkehren, hatte er keinen Anlaß. Mehr Sorge bereitete ihm die Beobachtung, die er, seitdem der Maler in sein Haus gekommen war, gemacht und die sich ihm am Hochzeitstage

seines Sohnes, an dessen Abend jener nicht von der Seite seiner Tochter gewichen war, befestigt hatte: daß zwischen Esther und Biarelli eine entschiedene Neigung bestehe. Diese konnte ihm nicht gleichgültig sein, einesteils, wie wir schon wissen, seines hochfahrenden Sinnes wegen, der mit der schönen Tochter möglichst hoch hinaus wollte, anderteils auch, weil Nathan fest an dem Glauben seiner Väter hielt, die Heirat eines Christen mit einer Jüdin unmöglich war und ein Übertritt Esthers zum Christentum ihm als ein todeswürdiges Verbrechen erschienen wäre. Darum mußte er vorerst an seinem entschiedenen Willen festhalten, den Maler möglichst wenig mit Esther in Berührung kommen zu lassen, und in der That waren die Porträtierstunden abgebrochen. Nathan blieb trotz der Protestationen des Künstlers dabei, dieser könne das Bild der Königin nun fertig haben, und er wünsche überhaupt nicht zu lang mehr auf die Vollendung des bestellten Gemäldes zu warten. Esther litt schwer unter dieser väterlichen Strenge und Laune. Seit jenem Abend, wo das Geständnis ihrer Liebe ihren Lippen entschlüpft war, waren alle ihre Gedanken unablässig bei dem, der mit so unbezwinglicher Gewalt das

von ihr für uneinnehmbar gehaltene Herz erobert hatte. Zwar mußte auch sie sich sagen, daß sie nicht Mittel und Wege wußte, wie sie sich jemals ganz dem Geliebten vereinigen könne, aber für jetzt hatte sie genug daran und war selig darin, daß sie ihm gehörte und er auch in ihr sein größtes Glück gefunden hatte. Sie konnte es getrost ihm überlassen, die Möglichkeit eines baldigen Wiedersehens zu finden; daß er dazu alles aufbieten würde, wußte sie, hatte er doch schon auch Briefe zu ihr gelangen lassen und von ihr Antwort erhalten können.

Auch jetzt saß sie wieder träumend und sinnend, in Gedanken an ihn verloren, am Fenster und bemerkte nicht, daß ihr Vater, der eben in das Gemach getreten war, sie mit einem nicht zu freundlichen Blick beobachtete. Eben wollte er sie anreden, da fuhr sie erschreckt von ihrem Sitze empor. Aber nicht der Vater, den auch sie nun sah, hatte sie in diese Aufregung versetzt, sondern — jetzt mußte es auch Nathan hören — Lärmen, ein lautes Schreien und Rufen, wie von einer sich anhäufenden Volksmenge, das sie von der Straße herauf vernommen hatte. Sie zog den Vater zum Fenster, aber entsetzt wichen beide zurück. Denn in dem Augenblick,

da ihre Köpfe an jenem sichtbar geworden waren, flogen Steine herauf und einige durch die zersplitterten Scheiben in das Zimmer, und Flüche und Schimpfreden erschollen wild durcheinander. Zitternd stand Esther an den Vater gelehnt, der selbst nicht wußte, was er beginnen, noch weniger, was das alles bedeuten solle. Er drängte wenigstens Esther mehr in den Hintergrund des Gemaches, um sie vor den immer heftiger werdenden Steinwürfen zu schützen. Da kam es polternd die Treppe herauf, die Thür flog auf, und der Fraischvogt Barabeau erschien mit einer Anzahl bewaffneter Stadtknechte auf der Schwelle. „Bindet den Juden!“ heischte er barsch. Die Knechte traten auf den Residenten zu. Mit vorgehaltenen Händen warf sich Esther zwischen sie und ihren Vater. Sie ward unsanft von ihm weggedrängt. — „Was soll das, Herr Fraischvogt? Auf wessen Befehl geschieht das?“ fragte Nathan. — „Ich thue, was mich mein gnädigster Herr geheißen,“ antwortete dieser kalt und gab seinen Leuten einen Wink, den Gefangenen fortzuführen. — „Vater, ich lasse dich nicht, ich geh’ mit ins Gefängnis, in den Tod,“ jammerte Esther, „nehmt mich mit, Herr Fraischvogt,“ und

aufs neue klammerte sie sich an den Vater an. — „Sei ruhig, Esther," sprach dieser, „du weißt, wie es damals gegangen, so geht's wieder; weiß Gott, was man mir wieder anhaben möchte und bei unserm Herrn Markgrafen gegen mich vorgebracht hat; der Nathan wird wieder reden, wie er es mit seinem guten Gewissen kann, und der Nathan wird wieder frei sein." — „Wenn Ihr Euch nur diesmal nicht täuscht," sagte Barabeau ernst, „nehmt Eure Sache nicht zu leicht, rate ich Euch. Der Ischerlein hat schon daran glauben müssen!" — „Was ist's mit dem Ischerlein?" fragte Nathan ängstlich. Der Fraischvogt machte eine Bewegung nach dem Halse. Der Resident erblaßte, während Esther wie zur Bildsäule erstarrt dastand. — „Und dennoch fürchte ich mich nicht," sprach Nathan wieder ruhig, „mit dem Ischerlein hab' ich nichts gemein; leb wohl, Esther! Der Gott unserer Väter ist mit dir, der Gott Jakobs ist dein Schutz; ich geh' mit Euch, Herr Fraischvogt."

Esther sah nichts mehr; ihr ward trüb vor den Augen, ihr schwindelte, sie fühlte, daß der Boden unter ihren Füßen wich — da ward sie von zwei Armen aufgefangen, die sich sanft und innig um

sie legten. Sie schlug den Blick wieder auf und sah Viarelli sich über sie beugen und fühlte seinen Kuß auf ihrer Stirn. — „Wo ist mein Vater, Francesco?“ fragte sie, „sie haben ihn fortgeführt.“ — „Ich weiß es, Geliebte,“ antwortete der Maler, „ich bin dem Fraischvogt begegnet; ich sah den Volksauflauf, wie sich die pöbelhafte Menge der Pfaffengasse zu drängte, hörte mit abscheulichen Ausdrücken eure Namen rufen und stürzte fort, mir links und rechts Bahn brechend durch die wüsten Haufen, euch zu helfen, dich zu schützen. Aber doch bin ich zu spät gekommen, die Verhaftung deines Vaters zu hindern.“ Esther sah dankbar auf zum Geliebten. „Das hättest du doch nicht gekonnt, Francesco,“ sagte sie, „sie waren zu übermächtig. Aber was wird aus meinem armen, unglücklichen Vater? Was werden sie ihm thun? Ihm auch —“ und sie schauerte in sich zusammen — „den Kopf abschlagen, wie sie dem Ischerlein gethan?“ — „Wo denkst du hin?“ unterbrach sie Viarelli, „was malst du dir in deiner aufgeregten Einbildung für Schreckensscenen vor?“ Allein leicht wurde ihm diese Antwort nicht, denn seit kurzem wußte er auch durch einen Kavalier des Markgrafen von dem

Trauerspiel auf der Wülzburg, und er fing zu fürchten an, daß die Gefangennehmung des Residenten damit in Verbindung stehe. Allein um keinen Preis durfte Esther ahnen, daß für diesen eine wirkliche Gefahr vorhanden sei. Darum bat er sie, sich zusammenzunehmen und in der Geistes- und Seelenstärke, die er so oft an ihr bewundert habe, aufrecht zu erhalten, indes er gehen wolle, um sofort die möglichsten Erkundigungen, die ihm bei seinen Beziehungen zum Hofe ja leicht werden würden, über das Ergehen ihres Vaters und die Gewißheit seiner baldigen Befreiung einzuziehen. Ein Blick zum Fenster hinaus überzeugte Esther auch, daß die Volkshaufen sich wieder verlaufen hatten; sie waren, was natürlich ihr Viarelli verschwieg, höhnend und spottend dem Residenten nachgezogen, als dieser von seinem Hause weg in die Fronfeste geführt wurde. So fand sie sich darein, den Geliebten wieder scheiden zu lassen, obgleich sie ihn nimmer von sich hätte fortgeben mögen, denn nur bei ihm, in seiner Nähe, in seinen Armen fühlte sie sich sicher, sonst meinte sie, die Welt um sich wanken und zusammenbrechen zu sehen.

Schon auf dem Rückwege von der Wülzburg

hatte sich der Markgraf seinen Begleitern gegenüber dahin ausgesprochen, daß an dem Schurkenstreich des nun seinem verdienten Schicksal verfallenen Juden auch der andere, der Resident, mit schuld sein müsse, denn beide hätten damals die verpfändeten Juwelen zurück erhalten, und wenn auch Ischerlein die falschen Steine später überbracht hätte, so müsse doch der Nathan von dem spitzbübischen Handel gewußt haben. Und daß mit solchen Annahmen sein fürstlicher Herr ganz im Unrecht oder Irrtum sei, getraute auch der Minister Lynker sich nicht zu behaupten. Auch Reizenstein riet wenigstens zu einer genauen Untersuchung und, wenn es nötig sei, sogar zur Verhaftung des Residenten. So war dessen Schicksal schon entschieden, ehe der Markgraf nur das Schloß wieder betreten hatte. Der Prozeß wurde eingeleitet und, man kann sagen, anfangs ohne besondere Animosität oder Voreingenommenheit geführt. Aber die gute Stunde, die Nathan bei jener ersten Anklage gegen ihn gefunden hatte, kehrte nicht wieder; neue Beschuldigungen kamen von allen Seiten herbei und wurden diesmal günstiger aufgenommen, williger angehört. Die alten Feinde und Gegner tauchten wieder auf; der Landschreiber

Wolf allerdings nicht mehr, denn der lag noch im Gefängnis, aber was er einst wider seinen Feind aufgebracht hatte, ward von andern aufgenommen; entstellte Wahrheit und gehässig erfundene Lüge fanden sich zu einander, und so zog sich ein Wetter über dem Haupte Nathans zusammen, das diesmal nicht mehr vorüber zu gehen schien. Wohl sprachen für den Angeklagten auch seine Freunde, und deren hatte der Resident auch am Hofe; besonders Biarelli, der viel galt bei den Kavalieren des Fürsten und bei diesem selbst sehr beliebt war, gab sich alle Mühe, wenn man auch nicht recht begreifen konnte, daß dieser bloß deswegen so für ihn eintrat, weil jener ein Bild bei ihm bestellt hatte. Allein die günstige Stimmung des Markgrafen die einmal dem Residenten sich wieder zu gewinnen gelungen und die erst bei jener Hochzeit seines Sohnes so glänzend bezeugt worden war, war ein für allemal gewichen. Eine der neuen Bezichtigungen namentlich, daß Nathan 25000 fl. Schatullegelder in den an den Markgrafen über dessen besondere geheime Aufträge gestellten geheimen Rechnungen unterschlagen und in eigenem Interesse verwendet habe, nahm der Fürst als erwiesen an, und nimmer konnte er

sich auch von dem Gedanken losmachen, daß, wenn auch nicht die Verfälschung der Diamanten unmittelbar durch ihn geschehen sei, der Resident nicht schon von Anfang an bei dem Plan und dem Entwurf des ungeheuerlichen Betrugs beteiligt gewesen sein sollte.

So ward denn der Urteilsspruch des Gerichts, dessen Verhandlungen der Markgraf persönlich anwohnte, trotz aller Unschuldsbeteuerungen des Angeklagten zunächst dahin gefällt, daß dessen ganzes Vermögen zu konfiszieren und alle seine Habseligkeiten und Schätze nach gehöriger Untersuchung seines Hauses ins Schloß zu verbringen seien, nach deren Wert und Schätzung man erst zu beschließen gedachte, welche Freiheits- und Leibespön über den Residenten selbst zu verhängen wäre. Vorderhand wurde er in die Fronfeste zurückgebracht.

In diese zu gelangen und ihren Vater sprechen zu dürfen, hatte Esther die größten Anstrengungen gemacht und Biarelli sie darin unterstützt; allein jede darauf bezügliche Bitte ward abgewiesen. Der lustige Rat Wünschenmayer gab dem Maler den Rat, er möge, da er sich doch einmal, was er freilich am allerwenigsten verstehen könne, in den Kopf gesetzt habe, den Ritter des Judenmädchens zu spielen,

dieses veranlassen, die Fürsprache der, wie man jetzt schon ganz bestimmt wisse, so viel vermögenden neuen Geliebten des Markgrafen in Anspruch zu nehmen. Aber Biarelli sagte davon Esther kein Wort, da er wohl wußte, daß gegen eine solche Vermittlung ihr jungfräulicher Stolz sich aufgelehnt haben würde. Aber sonst wußte er der armen, mit den düstersten Gedanken sich abquälenden Verlassenen wenig Trost zu bringen; mußte er doch selbst die Sache ihres Vaters für verloren geben. Die Rettung Esthers allein konnte ihm noch am Herzen liegen. Eben, in später Nachmittagsstunde, hatte er den ersten Urteilsspruch, welcher den Vermögenseinzug verfügte, vernommen; bangen Sinnes war er zu Esther gegangen, die ihn schon wieder klopfenden Herzens und mit tausend ängstlichen Fragen auf den Lippen erwartete, er wußte nicht, wie er ihr das Schlimme mitteilen sollte. Da wurde er dieser Sorge überhoben, indem Esther durch den schrecklichen Vollzug des über ihren Vater Verhängten selbst, freilich gänzlich unvorbereitet und wie durch einen Blitzschlag davon überrascht, Klarheit über ihr Schicksal erhalten sollte. Kaum hatte sie Francesco begrüßt, so drängten sich schon hinter

diesem, von ihm selbst auf seinem Herweg gar nicht bemerkt, ein halb Dutzend markgräflicher niederer Bedienstete, geführt von ebensoviel Stadtknechten, in die Stube und fingen an, während die beiden, Esther ganz gelähmt vor Schreck, Biarelli mit den Zähnen knirschend und doch nicht einmal berechtigt, einzuschreiten, unthätig zusehen mußten, Schränke und Kästen aufzubrechen und was sie in diesem und andern Zimmer fanden, zusammenzupacken und fortzuschleppen. Thränenden Auges sah Esther, wie ihre lieben Bilder herabgenommen, ihre Bücher aus den Behältern gerissen und einfach zum Fenster hinabspediert wurden. Unten auf der Straße standen wieder andere Leute des Fraischvogtes, die das ihnen Zugeworfene auffingen oder, wenn es auch zerbrochen oder beschädigt war, von der Gasse auflasen und nun gleichsam im Triumphe in das Schloß verbrachten, natürlich bei jedem Gange von der wieder zusammengeströmten, johlenden und höhnenden Volksmenge begleitet. „Nun wird's bald vollends leer sein, das Judenhaus!“ wurde gelacht und gespottet. — „Laßt ihr wenigstens die Kleider am Leibe, der hoffärtigen Judendirn!“ riefen andere. „Aber das Geschmeide, mit dem sie so stolz gethan,

von dem laßt nichts droben,“ schrieen ein paar Frauen, heftig mit den schwieligen Händen gestikulierend, einem Stadtknechte zu, der eben ein anscheinend schweres Kästchen aus dem Hause trug, „hat sie einmal einem ordentlichen Christenweib einen Gruß gegönnt? Nun wäre sie froh, wenn sie um ein Stück Goimbrot vor den Häusern betteln gehen dürfte, wenn's auch nicht koscher ist.“ — Und so ging's fort in wüstem Durcheinander; ganz Ansbach war auf den Beinen, um es mit anzusehen, wie das Haus des von seiner Höhe gestürzten Residenten ausgeräumt und sein Inventar, man konnte sagen: stückweise, in das Schloß geschleppt wurde, durch denselben Schloßhof hindurch, in dem vor wenigen Wochen erst der Hochzeitsbaldachin gestanden und Esther der vielbewunderte strahlende Mittelpunkt einer vornehmen, ihrer Familie zu Ehren versammelten Gesellschaft gewesen war.

Jetzt stand Esther einsam im leeren Hause, im verwüsteten Gemache; trostlos starrte sie die leeren Wände an, nicht den Stuhl fand sie mehr, auf dem sie niedersinken konnte, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Das Kleid, das sie auf dem Leibe trug, war wirklich das einzige, was ihr geblieben.

Da hörte sie wieder die Stimme, die allein noch vermochte, die grenzenlose Leere, die ihr Herz zu veröden begann, weniger trostlos erscheinen zu lassen. Francesco hatte sie in den Arm genommen, und ihr schönes Haupt sanft an seine Brust pressend, sagte er zu ihr fest und innig: „So mußte es kommen, Esther, um uns ganz aneinander zu schließen, das Glück war nach deines Vaters Meinung ein unübersteigliches Hindernis zwischen uns, das Unglück kennt keines mehr.“ — „Keines?“ fragte Esther schmerzlich zu ihm aufblickend, — „unser, dein und mein Glaube?“ — „Und könntest du dich entschließen, Esther, auch dies zu beseitigen?“ fragte Biarelli leise, „sollte der Christengott nicht für dich die rechte Heilung deiner Wunden haben?“ — „Dringe nicht in mich, mein Geliebter,“ bat das Mädchen, wieder den vollen Strahl ihres Auges in das seine senkend, „wenigstens jetzt nicht! Dein bin ich und bleib' ich; wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch. Vielleicht, daß der Gott meiner Väter mich erleuchtet und ich dann auch das andere Wort unserer Mutter Ruth hinzusprechen kann: Dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott! Aber wo soll ich nun

hingehen?" brach sie tonlos ab, mit verzweiflungsvollem Blick sich in dem ausgeplünderten Zimmer umsehend. — „Dafür ist gesorgt," antwortete Viarelli. „Zu deinem Bruder kannst du nicht, ich weiß nicht, wie weit des Markgrafen Zorn auch ihn mit in das Verhängnis deines armen Vaters hineinzieht; ich glaube, sein Haus bleibt unangetastet, aber sicher bist du dort nicht. Der Generalsuperintendent Esenbeck, ein würdiger Diener Gottes, ist auf meine Bitte hin bereit, dich in sein Haus aufzunehmen und der verwaisten Tochter die Vaterstelle zu ersetzen." — „Verwaist?" schrie Esther aus, „was ist mit meinem Vater? Haben sie ihn auch zum Tode verurteilt?" — „Das nicht, Geliebte," beruhigte Viarelli, „noch ist nicht einmal, das weiß ich gewiß, entschieden, was mit deinem Vater geschehen soll; ans Leben geht man, das glaube ich auch zuversichtlich, ihm nicht; allein eine lange Freiheitsstrafe, vielleicht auch Landesverweisung, das ist ihm leider gewiß. Trifft ihn letztere, so hast du ja immer genug Hoffnung, ihn bald wieder zu sehen und in einem andern Lande, in dem euch freundlichere Sterne leuchten, wieder zu finden. Dann bringe ich dich selbst zu ihm, aber

kannst du mir zürnen, wenn ich dich, meinen einzigen Schatz, jetzt behüten und sichern will, und wenn ich das für mich selbst auch thue?" Esther konnte nicht anders, über ihr glänzendes Auge flog es durch den Thränenschimmer wie ein flüchtiger Sonnenstrahl, sie preßte sich fest an ihn und flüsterte noch einmal, wie vorhin: „Wo du hingehst, will ich auch hingehen!" Biarelli führte sie sanft hinweg und in das Pfarrhaus, wo man ihrer mit wohlthuend sie berührender Liebe wartete. Dann ging in den folgenden Tagen der Maler immer wieder auf Erkundigungen aus, wie es mit dem Prozeß des Residenten stand. Endlich erfuhr er, was er selbst geahnt und auch Esther schon gesagt hatte: Nathan wurde des Landes verwiesen. Auf seine Familie erstreckte sich die Strafe nicht.

Als Biarelli, abermals schweren Herzens, das Stübchen betrat, das Esther bei ihren Gastfreunden bewohnte, fand er sie mit einem kleinen Psalmbuch in der Hand, das ihr der Superintendent gegeben; sie hatte den 126. Psalm aufgeschlagen, ihr feiner Finger lag, als sich Francesco zu ihr herabbeugte, auf dem 4. Vers: „Herr, wende unser Gefängnis, wie du die Wasser gegen Mittag trocknest." Da

las er mit seiner vollen Stimme weiter: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten, sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Frucht!“

X.

Fast ein Doppeljahrzehnt war seit den Vorgängen, die wir erzählt, verflossen und mit ihnen vieles in dem kleinen Markgrafentum, wie in der großen Welt, anders geworden. In letzterer hatte des Markgrafen Karl Schwager, der große Friedrich, den Krieg begonnen, welcher in der Geschichte der „siebenjährige“ heißt und in dem, hätte man denken sollen, jener auf der Seite des Hauptes des preußisch-brandenburgischen Hauses zu finden gewesen wäre. Allein, gegen den Willen des Ansbacher Ministeriums, hatten sich österreichische Einflüsse derart bei Markgraf Karl geltend zu machen verstanden, daß dieser auf das Anerbieten des kaiserlichen Gesandten, Freiherrn v. Wiedmann, von seiten Österreichs 12—15 000 fl. Subsidien und von Frankreich für die Überlassung

der 300 Mann Ansbacher Husaren 60000 Livres jährlich zu erhalten, einging und einen neuen Gesandten an den Reichstag nach Regensburg mit der ebenfalls neuen Instruktion abordnete, das Wort Krieg gegen Preußen mit auszusprechen. Der kaiserliche Hof hatte diesem neuen Gesandten, dem bisher in Wien thätig gewesenen geheimen Legationsrat v. Seefried, „um sich,“ wie geschrieben wurde, „dezenter produzieren zu können,“ ein allergnädigstes Geschenk von 400 Dukaten bewilligt. Das Erscheinen und Abmahnen eines preußischen Bevollmächtigten, v. Eichstett, bei dem Markgrafen in Gunzenhausen blieb erfolglos. Das Ministerium dankte ab und ein neues, ganz und gar von dem aus Österreich herwehenden Winde zusammengeblasen, trat an seine Stelle.

Da näherte sich der preußische General v. Meyern den ansbachischen Landen. Am 22. Mai 1757 war er vor Nürnberg erschienen und drang nun, Kadolzburg, Schwabach und Roßstall brandschatzend, in jene ein. Die Umgebung des Markgrafen begriff so wenig, was das auf sich habe, daß sie — man traut seinen Augen kaum, wenn man das liest, — glaubte, den Herrn General von weiterem Vorgehen

abhalten zu können, wenn man ihm die Ehre erweise, ihn nach Ansbach zur fürstlichen Tafel einzuladen und ihm eine große Jagd anzustellen. Da aber jener so unhöflich war, zur Antwort zu geben, sein gegenwärtiges Geschäft sei auch schon eine Jagd, so überfiel nun ein panischer Schrecken das ganze Hoflager; es ergriff, die Archive und Silberservice mit sich nehmend, die schleunigste Flucht, erst nach dem äußersten markgräflichen Orte, nach Steft am Main, dann über das eigene Gebiet hinaus nach Würzburg, kam aber, sowie der gefürchtete Feind keine Miene zu bedrohlicherem weiterem Vorgehen machte, anfangs wieder bis Uffenheim heran und zog ermutigt dann wieder in Gunzenhausen, wo sich der Markgraf damals zumeist aufhielt, ein. Dieser wäre, nach dem wenigstens, wie er früher sich gezeigt, nicht er selber gewesen, wenn nicht doch ein Gefühl der Scham und Reue über die unwürdige Rolle, die er spielte, sowie der Abhängigkeit, ja Willenslosigkeit, die er sich Österreich gegenüber eingestehen mußte, von dessen Banden er doch nicht loskommen konnte, über ihn gekommen wäre. Er suchte die bösen Gedanken, die auf ihn einstürmten, der Selbstanklagen, die in ihm laut wurden, los

zu werden, indem er sie übertäubte. Länger als sonst saß er bei der Tafel, tiefer als früher sah er in den Becher, unsteter wie je stürmte er mit seiner Meute in Wald und Heide umher, und mehr, als es manchmal in ihren Kräften stand, hatte Margaret Dietlein zu thun, der schlimmen Geister, die den wilden Mann bedräuten, Herr zu werden. Es war ihr oft gelungen, es gelang ihr auch jetzt. Sie war in die Fußstapfen ihrer Vorgängerin in der fürstlichen Liebe getreten, gegen die leidenschaftlichen Ausbrüche des Markgrafen mild und nachgiebig geworden, einfacher und anspruchsloser in ihrem Wesen, still und zurückgezogen lebend, nicht begierig und begehrend nach Einfluß in geschäftlichen Dingen. So kam es, daß man auch von ihr nicht mehr so schlimm redete, daß man sie eher bedauerte um dessen willen, was auch sie durch den immer schwerer zu behandelnden Fürsten leiden mußte.

In diesen Tagen, den ersten des August des Jahres 1757, wanderte auf der Straße von Nürnberg her ein müder Mann gen Ansbach zu. Müde mußte er sein, denn er stützte sich, obwohl er kaum erst den Anfang der vollen Mannesjahre überschritten haben mochte, immer nach einigen Schritten wieder

auf den knorrigen Stock, den er in seiner Linken trug, denn der rechte Arm mußte ihm fehlen, der Ärmel des alten Militärrockes, den er anhatte, fiel lose und locker herab. Er schien weit hergekommen und lange schon auf dem Wege zu sein, denn auch sein Schuhwerk war zerrissen und abgetreten und leicht der kleine Tornister, den er auf dem Rücken trug. Aber sein Gang war aufrecht, fast stolz, und auf seinem offenen, gebräunten Gesichte, in dem sich über die Stirne, wie von einem Säbelhiebe herrührend, eine tiefe Narbe zog, zeigte sich ein männlicher Ernst. Jetzt stand er still und spähte seitwärts in den Wald, als ob er nach einem Wege suche, der ihn von der Straße abführen sollte. — „Da muß er doch hineingehen," murmelte er vor sich hin, „aber natürlich, die Bäume und Gesträuche bleiben auch nicht klein; sie wachsen gerade so gut und höher als wir; was damals Unterholz war, ist nun Hochwald geworden. Doch halt, da geht's durch," er bog die Zweige der überhängenden Buchen auseinander und fand sich nun auf dem Pfad, den er wohl gesucht. Denn sicher schritt er ihn vorwärts, bis dieser auf eine kleine Waldwiese mündete und er vor einem alten Forsthause stehen

blieb. Er atmete tief auf. — „Thor, daß du hierher gegangen,“ sprach er zu sich selbst; „sie sind doch tot, Vater und Mutter, die du an dem Abend zum letztenmal gesehen, da du hinausgemußt in die Einsamkeit und in das Elend. Aber ihr Segen hat doch auf mir geruht; hat mich doch geleitet und geschützt, bis“ — und er langte nach dem armlosen Ärmel — „die unglückselige Kugel kam. Nun muß der Krüppel doch noch einmal am Anblick des Vaterhauses sich weiden!“ Der Hund in der Hütte schlug an; krausköpfige Kinder erschienen unter der Hausthüre; eine ihm fremde Frau hinter ihnen. Es war so, wie er denken mußte: die er in diesem Haus gekannt und die ihn in demselben geliebt, waren aus- und in ein engeres eingezogen. Er grüßte und schritt wieder in den Wald; verwundert schauten ihm Mutter und Kinder nach. Aber da waren die alten Bekannten um ihn herum, die hohen Eichen und Buchen, die Rottannen und Fichten, nur waren auch sie, wie er gesagt hatte, älter geworden; wie alt, sie wußten es nicht, er wußte es. Aber die 20 Jahre verschwanden auch ihm jetzt; er sah sich wieder als jungen, frohen Jägersmann diesen Wald durchstreifen, die Büchse übergeworfen oder schuß-

bereit in der Hand, und ihm zur Seite ein schönes, blondes Mädchen gehen, das er mehr liebte als sein Leben, und sie glaubte, ihn auch gerne zu haben, wenigstens sagte sie es ihm, bis — bis — Er fuhr mit der Hand über die Stirne, als wollte er einen bösen Traum, eine schwere Erinnerung verscheuchen; die Narbe brannte ihn. Er beugte sich zu einer Quelle nieder, die da mitten im Forste sprudelte, und netzte mit dem kühlenden Naß die Stelle. Da hörte er Stimmen in der Nähe; es waren Arbeitsleute, die vorbei gingen; er wich ihnen aus; er wollte keine Menschen sehen. Und doch mußte er auf die Heerstraße zurück. Auf ihr schritt er weiter, seinem Ziele zu. Wo war das? Hätte man ihn gefragt, er hätte es selbst wohl nicht recht gewußt. Vielleicht die Stadt. Er hielt wieder still. Ein einsam Gehöft lag zur Linken des Wegs. War es das Fischhaus? Es sah so verfallen, verkommen aus. Wenn die Menschen in einem Hause verkommen, bleibt auch dieses nicht zurück. Der einsame Wanderer hätte den Mann, der eben aus dem Hause trat, — ein Wirtshaus mußte es doch noch sein, denn der Schild drehte sich noch in den verrosteten Klammern, — fragen können nach den

früheren Bewohnern; aber er fürchtete die Antwort; er wußte ja, wie sie gelautet haben würde. Aber hinübersehen nach dem alten Hause, den blindgewordenen Fenstern, mußte er — erblindet, verloschen war ja auch der Sonnenschein, der ihm einst aus demselben gekommen.

Wir haben den fremden Wanderer längst erkannt. Es war Bernhard. Vor anderthalb Monaten war die Unglücksschlacht bei Kollin geschlagen worden, in welcher der bisher in seinem Feldzug gegen die Österreicher und Sachsen so erfolgreiche preußische König eine so furchtbare Niederlage erfahren und über ein Drittel seine Heeres verloren hatte. Als der Oberst v. Seydlitz, der einzige der Offiziere des Königs, der für einen kurzen Augenblick durch das Ungestüm seines Angriffs auf die sächsische Reiterei den Sieg an die preußischen Fahnen zu fesseln schien, zum sechstenmale zurückgeworfen war und Friedrich nun in Zorn und Verzweiflung seinen Kürassieren das bittere Wort zurief: „Wollt ihr denn ewig leben?,“ und zum siebenten Angriff vorstürmte, war auch, einer der ersten vorne an, Bernhard den fürchterlichen Todesritt mitgeritten. Er mähte nur so unter den Fein-

den, die, Rache für die einstige Gefangennahme der sächsischen Armee bei Pirna zu nehmen, ebenso löwenmutig kämpften; da lähmte ihm ein Schuß den Arm und ein gegnerischer Säbel traf ihn in die Stirne, daß er vom Pferde sank. Die Schlacht tobte über ihn hin; qualvolle Stunden lang lag er auf dem blutüberschwemmten Boden, bis sie ihn fanden und ins Lazaret brachten. Dort ward ihm der verwundete Arm abgenommen und ihm gesagt, daß er invalid sei, nicht mehr dienen könne und die Armee verlassen müsse. Aber ihr nicht mehr auf ihrem Siegeszuge folgen zu können — das war für Bernhard das traurigste, denn er wußte, daß dieser kommen müsse, daß sein König die blutige Scharte von Kollin glänzend auswetzen, daß das Ende dieses Krieges nur Sieg auf Sieg und Ruhm und Ehre für das preußische Heer und seinen Führer sein werde. Er war mit Leib und Seele Soldat gewesen; hatte ihm anfangs der harte Dienst auch etwas wehe gethan, er hatte ihn bald lieb gewonnen. Und gar erst, als der Krieg begann, als er wußte, warum er Soldat war! Und seine Vorgesetzten hatten ihn bald in seiner Tüchtigkeit, seiner Ehrenhaftigkeit, seinem offenen, biederen Wesen, wie dann,

als es gegen den Feind ging, in seiner fast tollkühnen Tapferkeit erkannt und ihm überall ihre Belobung und Anerkennung ausgesprochen. Das machte ihn zufrieden und auch froh, und manchmal sah er auf sein früheres Leben und dessen schmerzliche Erfahrungen und Enttäuschungen zurück wie auf etwas, das ihm andere von einem andern erzählt, das er nicht selbst durchgelebt und durchgelitten hätte.

Jetzt war auch das zu Ende; er war wieder wie eine Welle auf den Sand geworfen, wieder dem Ungewissen und Unsichern, vielleicht der bittersten Not preisgegeben. Im Lager war natürlich seines Bleibens nicht mehr. Allein, konnte er in die Heimat, in den Bereich seines Verfolgers, des Markgrafen, zurückkehren? Hatte er nicht von dessen Zorn und Rache — und er wußte, diese verstanden ihr Opfer auch nach langer Zeit noch zu treffen — alles zu fürchten? Aber wenn ihm das Äußerste, wenn der Tod, dem er damals entgangen, ihm bestimmt sein sollte, mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn in die Heimat zurück. Er machte sich auf den Weg; lang und langsam schlich er sich durch die fremden Lande hin; seine kleinen Ersparnisse von seinem Solde reichten aus, daß er wenigstens

nicht fremdes Mitleid in Anspruch nehmen mußte. Wie es aber weiter kommen sollte, wenn diese aufgebraucht waren, danach fragte er jetzt nicht. Er atmete die Heimatluft, die Luft seiner Kindheit und Jugend, aus dem Walde wehte sie ihm würzig und wohlig zu, und er meinte, sie müsse ihm auch neuen Mut, Trost und Frieden bringen.

Bernhard stand nun auf der Höhe, die heut die „Windmühle“ heißt, von welcher sich der Weg ziemlich steil zur Stadt niedersenkt. Diese lag unter ihm mit ihren Häusern, Kirchen und Türmen, ihrem prächtigen Schlosse. Er schritt zu ihr hinab, er kam in die Vorstadt, über die Schloßbrücke. Es fiel ihm auf, wie in den sonst so stillen Straßen die Leute in erregter Bewegung waren, als ob etwas Außerordentliches geschehen sei. Er fragte nicht, auch kümmerte sich niemand um ihn, alle, Männer und Frauen, alt und jung, groß und klein, liefen in der Richtung fort, in der er ging, nach dem Herrieder Thor, dem neuen Weg, auf dem die Straße von Triesdorf her kommt. Er folgte dem Strome. Da fingen von der Johannis- und der Gumbertuskirche die Glocken zu läuten an, dumpf und düster tönend, wie man sie zu Grabes- und

Leichenfeier zieht. Bernhard stand betreten still. Aber er ward fortgeschoben, vorwärts gedrängt. Jetzt konnte er den neuen Weg hinaufsehen. Kopf an Kopf stand es da zu beiden Seiten. Und nun auf einmal ein Schreien und Toben, ein wildes Brausen und Tosen in dieser Menschenmenge — und doch läuteten die Trauerglocken fort und fort. Da wurde ein langer Zug sichtbar, der sich langsam und feierlich vorwärts bewegte, schwarz geschirrte, umflorte Pferde und hinter ihnen ein schwarz behangener Wagen, dem einzelne Kutschen und ein Häuflein Reiter folgten. Und wie dies alles näher kam, erhob sich jenes wüste Schreien und Lärmen noch unbändiger und schrecklicher; es kam Bernhard vor, als wollten sie über den Wagen herfallen und die düstere Last, die er trug, herunterreißen. Wurde denn ein Räuber und Friedensbrecher, der die Stadt schon lange geängstigt hatte und der nun endlich von der strafenden Gerechtigkeit erreicht worden war, in Ketten und Banden eingebracht? Und die Glocken läuteten fort und fort. Jetzt konnte sich Bernhard nicht mehr halten; er mußte fragen. — „Wen bringen sie denn da?“ wandte er sich zu einem alten Mütterlein, das ihm zur Seite stand und das,

still vor sich hinblickend, ja, wie es ihm schien, zu einem leisen Gebet die Hände faltend, kein Gefallen an dem wilden Gebaren der Menge zu finden schien. — „Der Markgraf ist's, den sie von Gunzenhausen zur Gruft in der Johanniskirche herfahren," antwortete die Angeredete; „war wohl, und gar zuletzt, ein wilder und ungestümer Herr — Gott sei seiner armen Seele gnädig! — Aber daß die Menschen sich so freuen über seinen Tod und so wenig Ehrfurcht haben vor Gottes Gericht, das ist lästerlich."

Bernhard war tief betroffen. Der tote Markgraf der erste, der ihm begegnete in der Heimat von den alten Bekannten. Er begehrte mehr zu wissen. — „Und ist der Herr so plötzlich verstorben?" fragte er noch einmal. — „Man weiß nichts Gewisses," erwiderte wieder die Alte, „sie sagen, vor drei oder vier Tagen habe ihn ein Schlag betroffen; er soll nicht mehr viel beisammen gewesen sein und fast kein Wort mehr geredet haben, und dann ist er in den Armen der Dietlein, die ihn nicht einen Augenblick verlassen, gestorben." Bernhard zuckte zusammen, als er den Namen nennen hörte. Er schwieg stille und sah, wie das Mütterlein, ernst

auf den nun ganz nahe gekommenen Zug. Das Toben des Volkes hatte sich etwas gelegt; es drängte dem Leichenwagen zur Kirche nach. Auch Bernhard gelang es, sich einen Platz in dieser zu verschaffen. Er stand gerade dem mit schwarzem Tuch behangenen Gerüste gegenüber, auf das der Sarg niedergesetzt wurde. Die vollen Klänge der Orgel brausten durch das Gotteshaus: es kam wie eine erquickliche Ruhe über ihn nach dem verwirrenden Lärmen, das ihn draußen ganz betäubt hatte, das er aus tiefster Seele verabscheute. Die Gemeinde sang den alten Choral: „Alle Menschen müssen sterben". Ernst und bedächtig trat der Beichtvater des entseelten Fürsten, Generalsuperintendent Esenbeck, vor den Sarg und begann feierlich: „David ist entschlafen, nämlich David, der Mann Gottes, aber freilich, gleichwie die höchstselige Durchlaucht, auch nicht frei von so mancherlei Gebrechen." Noch offener und freier und noch mehr der Stimmung des Volks gerecht werdend, kam nach ihm ein zweiter Geistlicher, der Stadtpfarrer Knebel, um die Einsegnung des Leichnams zu vollziehen. Den Vers, 1. Buch der Könige, Kap. 19, 4: „Es ist genug; ich bin nicht besser als meine Väter," hatte er seinen

Worten zu Grunde gelegt. So habe der Fürst, in den letzten Tagen noch, als er sich seinem Bette genähert, ihm zugerufen. Auch ein Elias, ein David hätten das Fleisch an sich empfunden; nur das böse Geschwätz, die unglückseligen Ratschläge anderer wohlbekannter Menschen hätten das Herz des Fürsten verdorben. „Es ist genug! Ändert ihr euer Wesen, die ihr euch schuldig wißt!“ schloß er seine Rede. Auf wen das wohl zu beziehen war, darüber dachte Bernhard nicht nach, sondern nur daran, was dieser Tote, der da vor ihm lag, persönlich an ihm gefrevelt, wie er ihn beraubt um sein teuerstes Gut. Aber es war wunderbar ruhig geworden in seiner Seele; ihre erregten Wogen, die auf dem Wege hierher noch so hoch gegangen waren, hatten sich geglättet; als der Geistliche nun das Gebet des Herrn und mit erhobener Stimme sprach: „Vergieb uns unsere Schuld, als wir auch vergeben unsern Schuldigern!“ konnte er aus vollem Herzen mit einstimmen.

Die Kirche hatte sich geleert, das Volk sich verlaufen. Wohin sollte nun Bernhard seine Schritte lenken? Er sah, daß das Trauergefolge nach Triesdorf zurückkehrte. Dahin zog es auch ihn, er wußte

nicht warum. Er wollte eben noch einmal alle die alten Wege gehen, an denen die Marksteine seines Glückes und seines Leides standen, und dann sehen, wohin ihn sein gutes oder böses Geschick weiter führen würde. Er stand wieder unter der hohen Fichte, an der sich damals die Entscheidung des geheimen Kampfes zwischen dem Markgrafen und ihm vollzogen hatte. Er war damals der Unterlegene, jetzt ruhte der Markgraf auch besiegt von einem Gewaltigeren als er war, dem Tode, mit all seiner eingebildeten Gewalt in der Gruft. Mit dem Toten hatte Bernhard abgeschlossen; auch mit den Lebenden? Wie im Traume ging er weiter und weiter und fand sich auf einmal im Parke des fürstlichen Schlosses, unter hohen, dicht verwachsenen Bäumen an einer seiner abgelegensten Stellen. Unter dem schattigsten von ihnen, einer weitgeästeten Eiche, saß eine Dame in tiefschwarzer Trauerkleidung, ein Mädchen im Alter ungefähr von 12 Jahren saß neben ihr, den Arm traulich um den Nacken der ersteren gelegt. Bernhard fuhr zusammen, als das Gesicht der Dame sich ihm zuwendete, ein Gesicht, in dem noch der Reiz eines vollen, wenn auch zum Ende sich neigenden, aber wirklich schönen Sommertages blühte.

Auch über dieses Gesicht lief ein rasches Zucken hin, der Überraschung, des Schreckens. Aber die Dame verhüllte es nicht mehr, wie sie es einst an der hohen Fichte gethan, sondern, sanft sich vom Arme des Mädchens losmachend, erhob sie sich und trat auf Bernhard zu, ihm die Hand reichend. — „Willkommen, Bernhard, ich wußte, daß du noch einmal kommen würdest, um“ — sie sagte das mit einem bittend-demütigen Ausdruck, und die Thränen stürzten ihr aus den halb zu ihm erhobenen Augen — „mir zu vergeben.“ — „Und ist dir an meiner Vergebung gelegen?“ fragte Bernhard leise, aber ohne Bitterkeit. Der Ton seiner Stimme schien ihr wohl zu thun. — „Alles, alles,“ antwortete sie hastig; „daß ich wieder ruhig schlafen, daß ich mein Gewissen stillen, mein Kind vorwurfslos lieben kann!“ — „Ist das seine, deine Tochter?“ fragte er, das erste Wort nur halblaut aussprechend und es rasch wieder unterdrückend. — „Und der einzige Trost in meinem armen, schuldbeladenen, einsamen Leben. Bernhard, du glaubst nicht, was ich gelitten; damals als ich den Taumelkelch zuerst an die Lippen gesetzt, hab' ich's noch nicht erkannt, nicht mir eingestanden, was ich an dir gesündigt. Aber dann ist's immer mäch-

tiger, immer peinigender über mich gekommen, und willig ließ ich mir alle Demütigungen von ihm gefallen; ich sagte mir, daß ich sie um dich verdient. Und nur die Hoffnung, die ich fest und gewiß im Herzen hatte, daß ich dir noch einmal begegnen und dann auf den Knieen deine Verzeihung erflehen dürfte, hat mich aufrecht und am Leben erhalten. Und die ist nun, Dank sei Gott, erfüllt. Laß sie mir aber nicht in nichts zerrinnen, sondern sprich, ich beschwöre dich bei allem, was dir noch teuer ist im Himmel und auf Erden: Vergieb, vergieb!"

Es war Bernhard, als ob sie ihm zu Füßen fallen wollte; rasch beugte er sich zu ihr; da bemerkte sie, daß er nur einen Arm hatte, sie zu halten, nur die Linke, ihre Rechte zu fassen. — „Und arm und elend," sagte sie, heftig zitternd, vor sich hin, während ich im Gold der Sünde wühlte." — „Margaret," sprach er sanft, „ich komme von drunten her, von der Kirche, wo sie einen toten Mann ausgesegnet haben. An seinem Sarge hab' ich mir gelobt, alle Gedanken des Hasses und der Rache, — und glaub mir, sie haben mich jahrelang arg genug verfolgt — in sein Grab mit zu versenken. Da sollen sie bleiben, und darum sage ich dir auch

von Herzensgrund: Ich hab' auch dir vergeben! Trag dein Leben, — es ist nun auch ein anderes und einsames geworden — wie du meinst, es tragen zu können; ich will nicht mehr schuld daran sein, daß es dir zu schwer wird." Margaret wollte sich auf die eine ihm gebliebene Hand beugen, da entzog er sie ihr rasch und noch einen tiefen, schmerzlichen, aber von allem Groll freien Blick auf sie und ihr Kind werfend war er, ohne sich noch einmal umzusehen, gegangen.

Bestürzt stand das Mädchen neben der Mutter, die wieder auf die Bank unter der Eiche zurückgesunken und in ein leises, krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen war; es wußte nicht, was es aus allem, das es gesehen und gehört hatte, machen sollte: verwundert und wie sich noch vor ihm fürchtend schaute es dem fremden Manne nach. Dieser aber trat, fast gehobenen Hauptes, aus dem Parkthor. Es war ihm, als sei er nun ganz und vollends frei geworden von allem Trüben der Vergangenheit. Selbst Margarets Bild — und doch war es eben noch einmal leibhaftig vor ihm gestanden — schien verblaßt, aber er konnte ohne Bitterkeit, nur mit tiefem Mitleid an sie denken.

Da sollte er doch noch einmal an die alte Zeit erinnert werden. Wie er den Garten verlassen wollte, wollte ein ihm Begegnender in diesen eintreten. Er stand stille, und zwei Männer schauten sich an, die einander auch einmal gekannt haben mochten. Es war Bernhard kein Zweifel: der alte Herr vor ihm war der Oberststallmeister v. Reizenstein, der zwar noch das Stramme und Feste seiner früheren Haltung zu bewahren suchte, dem aber die indes verflossenen Jahre doch den Rücken etwas gekrümmt hatten. Er hatte ihn ja am Morgen erst in der Kirche gesehen, wo er sich auf den Sarg des Markgrafen geworfen und laut ausgerufen hatte: „Leb wohl! lieber Fürst! Du hast mich glücklich gemacht! Leb wohl!" Reizenstein maß Bernhard mit prüfenden Blicken und schien in seiner Erinnerung zu suchen. Da half ihm dieser, indem er sagte: „Ich bin's schon, Herr Oberststallmeister, dem Sie damals das Leben gerettet haben, und jetzt — lang war's mir unmöglich, es zu thun — kann ich mich dafür bedanken!" — „Bei Gott, er ist's," rief jener erstaunt, und er gab wirklich eine erfreuliche Überraschung kund — „unser Bernhard aus dem Waldforsthaus, dem die hochselige Durchlaucht freilich übel

mitgespielt hätte, wenn" — und er sprach das im Tone innerlicher Befriedigung — „meine Pistolen geladen gewesen wären. Es hat mich nicht gereut und, wie du siehst, mir auch nicht den Hals gekostet, daß ich dir durchgeholfen habe. Daß dich die Dragoner aber nicht mitgebracht haben, war — daß du's nur weißt — nicht mein Verdienst." Und der wackere Oberststallmeister fragte nun ausführlich nach des Wiedergekehrten Geschick und Ergehen, und Bernhard berichtete ohne Rückhalt. Nur von der Begegnung, die er vor der jetzigen gehabt, schwieg er. — „Und was willst du nun anfangen?" fragte Reizenstein teilnehmend, als jener geendet. „Viel wird's nicht mehr sein können —" und er schaute mitleidig auf den Einarmigen. „Könntest du die Flinte wie vordem noch fassen, deine alte Stelle wäre dir gewiß, und unseres jetzt regierenden Markgrafen Alexander Durchlaucht hätte sie dir zur Stunde zugesichert, denn alte Geschichten werden bei ihm nicht aufgerührt. Aber so?" — „Ich bleibe nicht hier, Exzellenz, so sehr ich für die Wohlthat, die Sie mir damals erwiesen und die Sie mir jetzt auch wieder erzeigen wollen, dankbar bin. Hier ist kein Leben mehr für mich, auch nicht einmal für-

den Krüppel," sprach Bernhard entschieden. — „Ich verstehe dich," antwortete der Oberststallmeister nach einigem Besinnen. „Aber helfen, einen Weg zum Fortkommen zeigen, möcht' ich dir. Da fällt's mir ein. Der Maler Biarelli — wenn du damals von dem gehört hast —" Bernhard nickte mit dem Kopfe. — „Der ist ein großer Meister in seiner Kunst geworden, er hat, seitdem er Ansbach verlassen, — das war bald nachdem auch du davon gegangen — am Rhein und in Berlin gelebt und sich nun in Heidelberg ein Besitztum, so ein Schlößchen oder sonst was gekauft. Er steht noch mit dem Hofe in Verbindung, und der hochselige Herr hat noch manch ein Bild von ihm sich bestellt. An den will ich dir ein Empfehlungsschreiben geben. Er gilt was beim Kurfürsten und kann dir leicht zu einer Stelle verhelfen, die man einem braven Soldaten, der sich für seinen König und seine Pflicht hat invalid schießen lassen, gerne giebt." — „Das nehme ich mit Dank an, Herr Oberststallmeister," erwiderte Bernhard, ehrerbietig nach seiner Mütze greifend.

* *
*

Unweit der schönen Neckarstadt, hart am Flusse, inmitten eines mit den mannigfachsten Büschen und

Gesträuchen, sowie mit blühenden Blumenbeeten reich bepflanzten Gartens, mit dem freien Ausblick auf die herrlichste aller Schloßruinen, stand ein kleines Haus, vielleicht hätte man es auch wirklich ein Schlößchen nennen können. Die Fenster waren geöffnet, daß die frische Abendkühle nach einem, trotzdem man sich schon im Herbste befand, warmen Tage einströmen könne. Wer vorüber ging, konnte, wenn er einen verstohlenen Blick, sofern einen solchen das das ganze Haus umziehende Weinlaub gestattete, in die Gemächer des Erdgeschosses warf, in diesen, an den Wänden nicht nur, sondern auch auf Staffeleien gestellt, viele große und kleinere Bilder, fertige und halbvollendete sehen, so daß man wohl auf die Wohnung eines Künstlers, eines Malers, zu schließen berechtigt war.

Und vor einem dieser Bilder stand auch ein solcher, der Besitzer des freundlichen, ländlich abgeschiedenen Hauses, ein schöner hochgewachsener Mann, in dessen vollen schwarzen Bart sich noch kein helleres Haar gemischt hatte, welches die sich ihm auch mehrenden Jahre verraten hätte. Auch die sich anschmiegende Frau hatte die junonische Gestalt, den edlen Kopf, die ausdrucksvollen Züge

des geistvollen Gesichtes und das dunkle Feuer der Augen fast unversehrt aus den Tagen blühender Jugend sich bewahrt. — „Es ist lange her, daß ich's wieder recht angeschaut habe," sprach der Maler, indem er auf ein großes Gemälde an der Mittelwand wies: es stellte eine prächtige Frauengestalt im königlichen Gewande, die Krone auf dem Haupte, umgeben von morgenländischer Üppigkeit, vor einem, von seinem Throne sich erhebenden und die Hand nach ihr ausstreckenden Fürsten dar; sie schien das Abbild der vor ihr Stehenden zu sein. — „Und doch verdanke ich ihm eigentlich dich, Geliebte, meines Lebens Glück und Stern," und er neigte sich, die Gattin auf die hohe, reine Stirne zu küssen. — „Aber viel Thränen hafteten unsichtbar auch an ihm," erwiderte diese schmerzlich. — „Aber die sind, meine ich, auch längst getrocknet," sprach er tröstend, „denke, wie dein armer Vater doch noch Jahre des Friedens gelebt hat, als ihn seine Glaubensgenossen in Worms brüderlich aufgenommen, und daß er dir, was ihm wohl am schwersten geworden, nicht gezürnt hat, als du ihm offen und aus deiner vollen, freien Überzeugung heraus bekanntest, daß du nur in meiner Liebe und — in

meinem Glauben glücklich werden könntest. Oder bist du das nicht geworden, Esther?" Sie verbarg das schöne Haupt an seiner Brust.

Da sah er, durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, durchs Fenster. Ein Fremder kam langsam, sich wie suchend umsehend und einen Brief in der Hand haltend, den schmalen Weg vom Fluß herauf. Er blieb vor dem Hause stehen. — „An wen habt Ihr ein Gesuch oder einen Auftrag?" fragte der Maler zum Fenster hinaus, sich den Fremden aufmerksam betrachtend. — „An den Herrn Hofmaler Biarelli, wenn Ihr dieser seid," antwortete jener, militärisch grüßend und ihm das Schreiben reichend — „vom Herrn Oberststallmeister v. Reizenstein in Ansbach." — „Gebt," rief Biarelli schnell, „und tretet ein; ein Landsmann aus alter Zeit! Der ist immer willkommen!"

Bernhard folgte der Einladung. Auch Esther kam ihm freundlich entgegen. Ihr Gatte las den Brief, den der Fremde gebracht, und seine Augen hafteten dabei prüfend auf diesem. — „Es ist so, wie es gleich bei Eurem ersten Sehen mir in die Erinnerung kam," sprach er lebhaft und drückte Bernhard warm die Hand. „Ich kenne Euch und

Eure Geschichte. Und Gottes Fügung scheint mir's — da nimm, Esther, und lies — daß wir, die wir, Ihr und ich, und noch mehr mein treues, edles Weib da, wenn auch jeder so ganz anders, aber beide gleich schwer, von dem Markgrafen haben Trübsal leiden müssen, zusammen kommen sollten. Und er ist plötzlich abgerufen worden, der Herr? Erzählt, was Ihr wißt."

Bernhard setzte sich mit Biarelli und seiner Gattin unter das Weinlaub der das Haus überdachenden Veranda und berichtete von dem, was er in Ansbach von des Markgrafen letzten Tagen gehört und von seiner Leichenfeier gesehen hatte. Esther namentlich hörte schmerzlich bewegt zu. „Er steht vor seinem Richter," sprach sie, als Bernhard davon geendet. Dann fragte sie nach seinem Geschick, seitdem er in die Fremde geflüchtet, und wie er merkte, daß sie immer teilnehmender und ergriffener seinen Worten horchte, da verschwieg er nichts, auch seine letzte Begegnung mit Margaret nicht. Esther trocknete sich die Thränen aus den Augen und faßte ihres Mannes Hand. — „Was meinst du?" fragte sie ihn, „du hast vorhin selbst gesagt und mir aus der Seele gesprochen: Gott soll

uns den, welchem einst der gleiche Feind wie mir die Heimat und deren Glück genommen, nicht umsonst zugeführt haben. Wollt Ihr bei uns bleiben, Bernhard? So viel hat uns Gott gegeben, daß wir Raum für ein Lager und einen Platz an unserm Tische für Euch haben, und wenn Ihr, wenn mein Gatte und ich vielleicht einmal den grünen Rhein hinab oder über die Berge hinüber in das Land der Kunst und der Künstler wandern, dann Haus und Garten uns behüten und nach dem Rechten sehen wollt, so wird's uns lieb sein."

Dem armen Heimatlosen ward's feucht in den Augen, dankbar schlug er ein in die ihm herzlich dargereichten Hände. Und oft saßen die drei beisammen in dem blühenden Garten und sprachen beim Rauschen des Neckars von entschwundenen Tagen, aber sie gedachten ihrer ohne Bitterkeit, denn das Glück der Gegenwart hatte das Leid der Vergangenheit gesühnt.